

TER-MOWSESJANZ, PARSADAN

Das armenische Bauernhaus

ein Beitrag zur Culturgeschichte der Armenier

Wien
1892

books2ebooks – Millions of books just a mouse click away!



European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook. Pay online with a credit card of your choice and build up your personal digital library!

What is an EOD eBook?

An EOD eBook is a digitised book delivered in the form of a PDF file. In the advanced version, the file contains the image of the scanned original book as well as the automatically recognised full text. Of course marks, notations and other notes in the margins present in the original volume will also appear in this file.

How to order an EOD eBook?



Wherever you see this button, you can order eBooks directly from the online catalogue of a library. Just search the catalogue and select the book you need.

A user friendly interface will guide you through the ordering process. You will receive a confirmation e-mail and you will be able to track your order at your personal tracing site.

How to buy an EOD eBook?

Once the book has been digitised and is ready for downloading you will have several payment options. The most convenient option is to use your credit card and pay via a secure transaction mode. After your payment has been received, you will be able to download the eBook.

Standard EOD eBook – How to use

You receive one single file in the form of a PDF file. You can browse, print and build up your own collection in a convenient manner.

Print

Print out the whole book or only some pages.

Browse

Use the PDF reader and enjoy browsing and zooming with your standard day-to-day-software. There is no need to install other software.

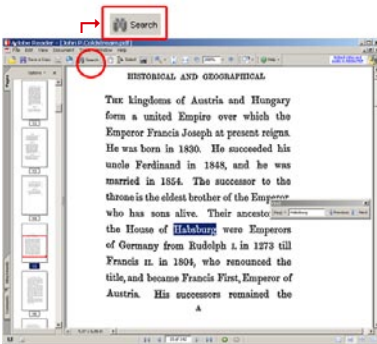
Build up your own collection

The whole book is comprised in one file. Take the book with you on your portable device and build up your personal digital library.

Advanced EOD eBook - How to use

Search & Find

Print out the whole book or only some pages.



With the in-built search feature of your PDF reader, you can browse the book for individual words or part of a word.

Use the binocular symbol in the toolbar or the keyboard shortcut (Ctrl+F) to search for a certain word. "Habsburg" is being searched for in this example. The finding is highlighted.

Copy & Paste Text



Click on the "Select Tool" in the toolbar and select all the text you want to copy within the PDF file. Then open your word processor and paste the copied text there e.g. in Microsoft Word, click on the Edit menu or use the keyboard shortcut (Ctrl+V) in order to Paste the text into your document.

Copy & Paste Images



If you want to copy and paste an image, use the "Snapshot Tool" from the toolbar menu and paste the picture into the designated programme (e.g. word processor or an image processing programme).

Terms and Conditions

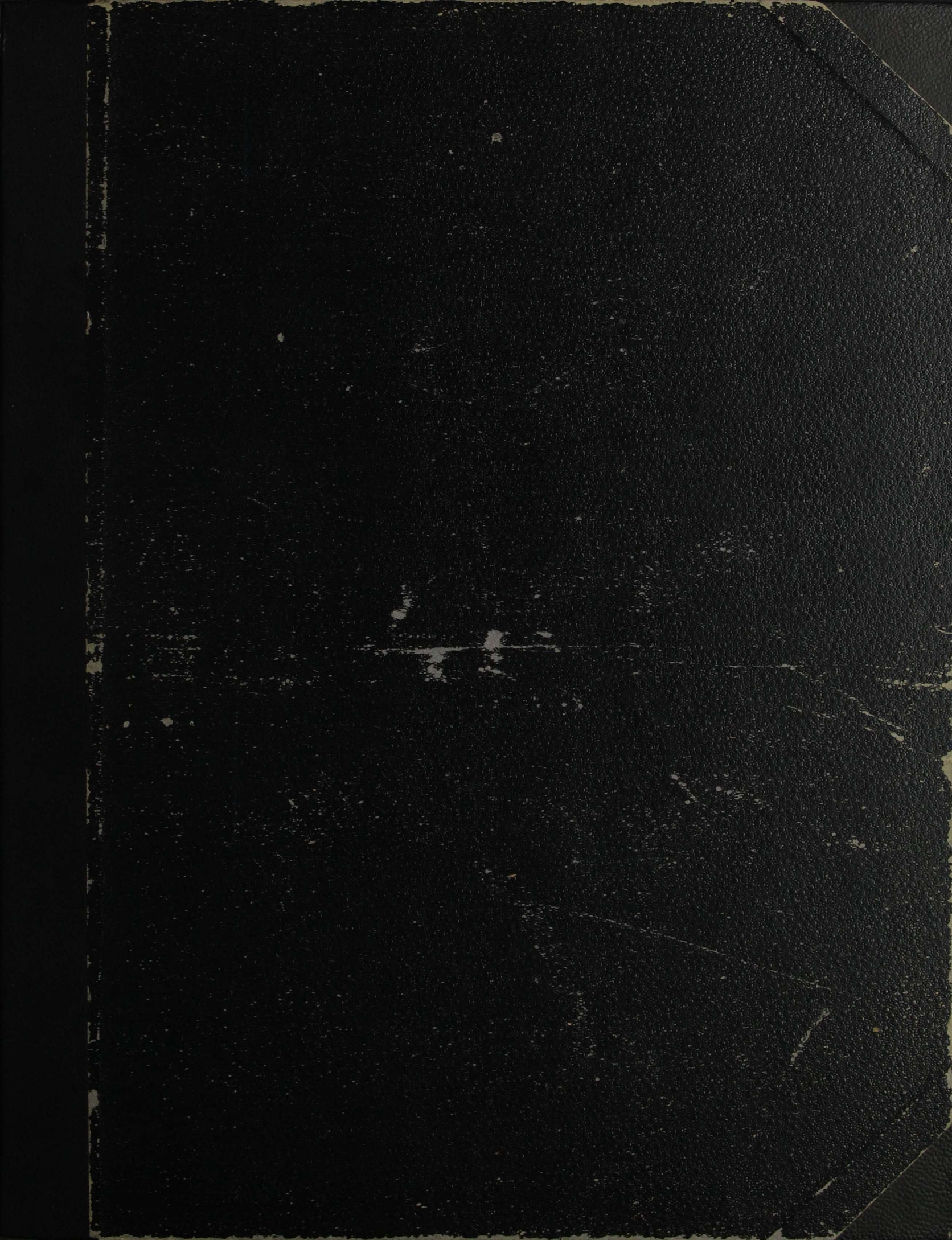
With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes.

Terms and Conditions in English: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/en/agb.html>

Terms and Conditions in German: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/de/agb.html>

More eBooks

More eBooks are available at <http://books2ebooks.eu>



Bücherel 2702
des
Urgeschichtlichen Institutes
der Universität Wien.

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

Redactions-Comité:

DR. FRANZ RITTER VON HAUER, DR. MATTHÄUS MUCH, DR. FRIEDRICH MÜLLER,
DR. S. WAHRMANN, DR. A. WEISBACH, DR. J. N. WOLDRICH.

Redactions-Beirath:

DR. M. MUCH, DR. E. ZUCKERKANDL.

Redacteur:

FRANZ HEGER.

XXII. BAND.

(Der neuen Folge XII. Band.)

Mit 4 Tafeln, 9 Textseiten-Illustrationen und 200 Textfiguren.

WIEN.

In Commission bei ALFRED HÖLDER, k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.

1892.

Das armenische Bauernhaus.

Ein Beitrag zur Culturgeschichte der Armenier.

Von **Parsadan Ter-Mowsesjanz**, derzeit Professor in Etschmiadzin.

(Mit 55 Text-Illustrationen.)

Einleitung.

Durch die interessante Schrift des Herrn Dr. R. MERINGER: „Studien zur germanischen Volkskunde. Das Bauernhaus und dessen Einrichtung“¹⁾ und namentlich durch einen mündlichen Vortrag desselben über diesen Gegenstand, gehalten in der Anthropologischen Gesellschaft in Wien am 29. April 1892, worin er uns das nach dem vorhandenen Materiale erschlossene urindogermanische Haus vorführte, wie uns HENNING²⁾ in so geistreicher Weise, die Andeutungen in den Gedichten des Homer und in Vedenliedern zusammenfassend, die wichtigsten Bestandtheile solch eines Urhauses wahrscheinlich gemacht hat, wurde ich angeregt, eine Beschreibung des armenischen Bauernhauses zu geben, da ich aus dem Vortrage des Herrn Dr. R. MERINGER die für mich sehr überraschende Thatsache entnahm, dass unser Bauer bis jetzt sich noch solche Häuser baut, wie jenes reconstruirte Urhaus, namentlich das griechische. Es wäre ja möglich, anzunehmen, dass das armenische Bauernhaus in seiner jetzigen Gestalt eine Entlehnung von der früheren griechischen Bauart sei, da die griechische Cultur seit Alexander dem Grossen und zum Theile auch vorher durch die handeltreibenden Jonier in Armenien Verbreitung gefunden hatte und namentlich in den ersten Jahrhunderten des Christenthums, als die Armenier indirect durch die Vermittlung der Griechen Christen geworden, bis zur Trennung beider Kirchen in höherem Masse sich dem Griechenthum anschlossen; aber dieser Gedanke muss von vorneherein unterdrückt werden, und zwar aus folgenden Gründen: 1. weil, wie wir später sehen werden, ein armenisches Bauernhaus in seiner entwickelten Form dicht neben dem primitiven Bau steht, einem im höchsten Grade einfachen Bau, bei dem wohl von einer Entlehnung keine Rede sein kann, und

jede Entwicklung des ersteren ohneweiters auf den letzteren zurückgeführt werden kann, ohne dass es nöthig wäre, dabei fremden Einfluss als mitwirkend anzunehmen, und 2. obwohl mehr als zwei Jahrtausende vergangen sind, seitdem Xenophon in seiner merkwürdigen Reisebeschreibung ein classisches Bild von einem armenischen Bauernhause uns vorgeführt hat, so passt doch jene Beschreibung noch heute buchstäblich auf die Wohnräume unserer Bauern in einigen Gegenden Armeniens. Dieser letztere Grund ist ein durchschlagender Beweis zur Bestätigung des alten Satzes: Im Orient liege Alles in starrer Unveränderlichkeit. Dem widersprechen weder die grossartigen Ruinen von Persepolis, Babylon etc., noch auch das hie und da, insbesondere an den Höfen der persischen Dynastien periodisch aufblühende poetische, künstlerische und culturelle Leben. Denn diese erquicklichen Momente blieben, man kann sagen fast immer, auf gewisse Centren beschränkt und hatten so gut wie gar keinen Einfluss auf das ganze Land; ihre Wirkung hat sich nie in den Hütten der Bauern fühlbar gemacht. Wenn überhaupt von einem auswärtigen Einflusse auf die Bauart des armenischen Bauernhauses die Rede sein kann, so wäre es der tatarische, unter welchem Namen die mongolisch-turanischen Völker zu verstehen sind; denn hauptsächlich diese Völker sind es, welche seit den Zügen des Timurlan in ganz Kleinasien sich verbreiteten und zu Wohnorten nicht, wie die Griechen, die Städte, sondern zum Theile das flache Land und hauptsächlich die grossen, schönen Weideplätze wählten; in Folge dessen kamen sie in sehr nahe Berührung mit dem Landvolke und waren in der Lage, es zu beeinflussen. Alle diese Völker traten in kürzester Zeit zum Mohammedanismus über, wodurch allerdings die Lage der unterworfenen christlichen Armenier im höchsten Grade unerträglich wurde; aber gerade dieser Umstand trug am meisten dazu bei, dass die Armenier so wenig als möglich sich von diesen barbarischen Stämmen beeinflussen liessen und ihr nationales Gepräge unverfälscht

¹⁾ Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XXI, N. F. Bd. XI.

²⁾ Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung von RUDOLF HENNING; Strassburg 1882.

bewahrten. Es ist z. B. den rechtgläubigen Mohammedanern durch die religiöse Sitte¹⁾ strengstens verboten, etwas Essbares, was von der Hand eines Christen berührt wurde, zu geniessen, denn man scheut sich, mit den Christen in Berührung zu kommen, obwohl die Habe und das Leben derselben zu rauben als das heilige Gebot der Rechtgläubigen gilt; sie nennen die von christlicher Hand berührten Dinge Aermenik'esch, d. h. vom Armenier berührt. Aber diese Verachtung ist eine wechselseitige geworden; eine alte gläubige armenische Frau wird lieber hungern, als etwas Thrk'ak'esch (vom Tataren berührt) zu geniessen sich entschliessen, und man hat in solchen armenischen Bauernfamilien, welche Tataren zu Aschna's, d. h. zu Gastfreunden haben, einige Geräthschaften in der Form und mit den Bezeichnungen, wie man sie bei den Tataren gebraucht und benennt; sie kommen dann in Anwendung, wenn der tatarische Gast eingetroffen ist. Diese eigenthümliche Sitte, auf deren Ausdehnung und Consequenzen hier näher einzugehen nicht passend ist, beweist klar den starken Gegensatz beider Völker. Ausserdem brachten diese Nomadenvölker, was den Hausbau betrifft, herzlich wenig aus dem Innern Asiens mit sich; sie wohnten auch in dem eroberten Lande recht lange Zeit, zum Theile noch bis jetzt, in runden Zelten, folglich konnten sie auch dem unterworfenen Volke nur Zelte bauen lehren, aber keine Häuser. Wie wenig diese Völker auch während ihrer langen Herrschaft für die Baukunst geleistet haben, das unterliegt wohl keinem Zweifel und der berühmte TEXIER²⁾ hat, als er etwa vor einem halben Jahrhundert das damals mächtige türkische Reich bereiste, alle unter der Türkenherrschaft entstandenen, etwas Kunstsinn bezeugenden Ruinen verschiedener Paläste und Moscheen als von persischen Baumeistern herrührend erklärt. Um so auffallender muss es jedoch erscheinen, dass viele auf das Haus bezügliche Benennungen aus dem Türkischen in die armenischen Volksmundarten hineingedrungen sind, was jedoch, meiner Ansicht nach, so erklärt werden darf: Es sind die armenischen Dialekte überhaupt sehr stark vom Tatarischen beeinflusst; in einigen Dialekten hört man in einem aus 10 Wörtern bestehenden Satze etwa 4 Fremd-

¹⁾ Ueber diese Sitte soll im Koran nichts stehen.

²⁾ TEXIER, Description de l'Arménie, de la Mésopotamie et de la Perse. Paris 1842, DIDAUT. Ueber den gänzlichen Verfall der Baukunst in Persien unter der gleichfalls tartarischen Kadscharen-Dynastie, vergl.: DR. POLAK, Persien, das Land und seine Bewohner. Leipzig 1865, zwei Theile.

wörter. Heute macht sich im russischen Theile Armeniens statt dessen der russische Einfluss fühlbar; z. B. der Gebrauch des russischen Wortes „аромка“, das Fenster, in der Form Akuschka (ակուշխա), ist in die Volksmundart hineingedrungen, obwohl die Fenster längst vor dem Einflusse der Russen in Armenien bekannt waren und Patuhan hiessen¹⁾. Ueber die Möglichkeit des persischen Einflusses werden wir später zu sprechen haben.

* * *

Eine Arbeit wie die vorliegende muss selbstverständlich an Ort und Stelle gemacht werden, um möglichst vollständig und präzise sein zu können, und ich würde mich auch nicht so leicht entschlossen haben, so weit vom Heimatlande, in Wien, mich derselben zu unterziehen, wenn ich persönlich die Sache nicht genau kennen würde und blos auf die schriftlichen und mündlichen Quellen angewiesen wäre. Meine mangelhafte Kenntniss der deutschen Sprache, durch welche verschiedene Härten und Unklarheiten bei der Beschreibung bedingt sind, wird meine Arbeit allerdings in nicht geringem Masse beeinträchtigen.

Meine Kenntnisse beruhen, wie gesagt, vor Allem auf eigenen persönlichen Erfahrungen. Ich bin kein Städter, habe in vielen später von mir zu beschreibenden Häusern gewohnt, bin viel im Lande, speciell im Gouvernement Elisabetpol gereist, habe auch einmal eine Strecke von drei Tagereisen zu Fuss zurückgelegt, die allerdings mit langen Aufhalten zehn Tage dauerte, und daher hoffe ich, wenn auch, wie unvermeidlich, Manches aus meinem Gedächtniss verschwunden sein muss und manches Detail nicht in erwünschter Weise auszuführen möglich ist, dass ich kaum etwas Wesentliches aus dem Auge lassen werde. Ganz genau kenne ich nur die Dörfer in dem genannten russischen Gouvernement Elisabetpol²⁾, welches in seinem jetzigen Umfange die historischen Provinzen Armeniens Siunik (Սյունեաց աշխարհ, Aschcharh heisst eigentlich die Welt, so wurden die historisch-armenischen Provinzen genannt), Artzachu gavar (Արշախու գավառ = die Provinz Artzach) und

¹⁾ Patuhan պատուհան besteht aus պատ und հան (aus dem Verbum հանել = Wand ziehen, aus der Wand ziehen, Wandöffnung); ebenso das russische Wort крыша das Dach für's Armenische ktur (կտուր), сакос (ճածկոց) etc. etc.

²⁾ Der Name Elisabetpol ist neu und von den Russen gegeben; der alte Name der Stadt ist bei den Armeniern Gandzak (Գանձակ), bei den Tataren Quandscha und ist bis jetzt noch beim Volke der gebräuchlichste, während der erstere mehr der officielle Name ist.

Aghuanitz aschcharh (Աղուանից աշխարհ = die Welt der Albanen) umfasst.

Ich bin auch in mehreren anderen Gouvernements gewesen, so in Tiflis (in welcher Stadt ich meine Erziehung genoss), im Baku'schen und zum Theile im Eriwan'schen, aber meine Erinnerungen über die Bauarten der Bauernhäuser in den letztgenannten Gouvernements sind sehr schwach und mit Sicherheit kann ich nur das Eine behaupten, nämlich: Weder die Armenier, noch auch die in das Land derselben eingewanderten Tataren, Kurden etc. bauen hölzerne Häuser, nicht einmal in den holzreichsten Districten. Diese Thatsache gilt, so viel ich aus mündlichen Erkundigungen über das jetzige persische und türkische Armenien erfuhr und in den Berichten der Reisenden bestätigt fand, für ganz Armenien, mit einer sehr geringfügigen Modification, auf die wir später zu sprechen kommen werden.

Besonders werthvoll für mich waren die Nachrichten meiner jetzt in Wien anwesenden Landsleute, welche, da sie aus den verschiedensten, mitunter weitentlegenen Theilen des Landes stammen, mich genau unterrichten konnten, wie die Bauern in ihren Gegenden wohnen, wodurch es mir möglich wird, wenigstens in grossen Zügen ein Bild des Ganzen vorzuführen. Namentlich wichtig waren die Angaben dreier Mitglieder der hiesigen Mechitaristen-Congregation (alle drei aus dem türkischen Armenien) des Paters Josef aus Alaschkert, des Paters Jakob aus Erzerum und des Paters Matheos aus Choturtschur, einem an Lasistan angrenzenden Districte. Allen diesen liebenswürdigen Herren spreche ich hier meinen innigsten Dank aus.

Dann habe ich die leider sehr spärlichen literarischen Nachrichten zu benützen mich bemüht. Diese findet man vor Allem in verschiedenen Reisebeschreibungen, die zum grössten Theile sehr allgemein gehalten sind, und in manchen provinzialen werthvollen Correspondenzen in unseren periodischen Zeitschriften. Sie alle werden an geeigneter Stelle Erwähnung finden¹⁾.

Da mir gegenüber auch der Wunsch geäussert wurde, der Arbeit entsprechende Abbildungen hinzu-

zufügen, so kam ich dem Wunsche um so bereitwilliger nach, als mein jetzt in Wien anwesender Freund und Landsmann, der Maler ARSCHAK FETHWADSCHIAN, auf's Liebenswürdigste dieselben nach meinen Skizzen auszuführen versprach und diese Arbeit auch in sehr liebevoller Weise durchführte. Ausdrücklich möchte ich hier noch betonen, dass die Zeichnungen trotz der Art ihrer Entstehung möglichst getreu sind, denn sie wurden nur dann endgiltig aufgenommen, wenn sie den einstimmigen Beifall meiner Landsleute gefunden hatten.

* * *

Ausführlich werde ich vor Allem die armenischen Bauernhäuser in dem mir am genauesten bekannten Gouvernement Elisabetpol beschreiben; daher möchte ich vorher Einiges über die geographische Lage und die historischen Schicksale des letzteren vorausschicken.

Dieses Gouvernement bildet einen der südlichsten Endpunkte des grossen russischen Reiches. Seine Grenzen bilden gegen Süden der unterste Lauf des Flusses Arax, welcher zugleich auch der Grenzfluss zwischen dem russischen Reiche und der persischen Provinz Atrbeidschan (armenisch Atrpatakan, Ատրպատական) ist, und dann die erwähnten drei Provinzen: Baku gegen Osten, Tiflis gegen Norden, Eriwan gegen Nordwesten. Das ganze Gebiet zerfällt in zwei von Natur aus sehr verschiedenartige Theile, in den west-südlichen gebirgigen und den östlichen flachen, in die grosse Wüste Mughan (Մուղանու դաշտ) auslaufenden Theil. Wie grundverschieden diese beiden Theile sind, bemerkt man namentlich, wenn man im Frühsommer beide zugleich nacheinander sieht. Im ersten Gebiete hohe, zackige Felsen mit tiefen Thälern, vielen Sturzbächen, an manchen unzugänglichen Orten mit dichten Urwäldern, mit dunklen Höhlen und Engpässen, die in ihrem Schosse ewigen Schnee bergen, mit grossartigen Weideplätzen, wo im Sommer die unzähligen Schaf- und Viehheerden sich fröhlich tummeln. Eintönig und ermüdend wirkt dagegen die grosse Wüste. Wenn man sich von Schuscha nach Baku oder über Gandzak nach Tiflis wendet, so merkt man recht deutlich den grossen Unterschied; vom kühlen Winde der Berge und dem Schatten der Wälder tritt man allmählig in ein Land, dessen jetziger, uncultivirter Zustand eine Plage für den Menschen bildet, das jedoch, cultivirt, die mannigfaltigsten Segnungen eines tropischen Landes spendet, wie dies die üppigen, durch menschliche Kunst und menschlichen Fleiss erzeugten Oasen mit ihren grossartigen,

¹⁾ Die Reiseliteratur, auf Armenien bezüglich, findet man am bequemsten zusammengestellt in einem an sich sehr werthlosen Werke: Du Caucase au Golfe persique à travers l'Arménie le Kurdistan et la Mésopotamie, par P. MÜLLER-SIMONIS et H. HYVERNAT (Paris 1892) und die ältere Literatur bei BOUCHER DE LA RICHARDERIE, Bibliothèque universelle des voyages. (5 Vol. Paris et Strassbourg, 1708.)

schattigen Platanenbäumen, mit ihren Weingärten und Reisfeldern recht augenscheinlich beweisen. In dieser Provinz ist es, wo man an einem und demselben Tage alle möglichen klimatischen Veränderungen durchmachen kann. Als ich im Jahre 1889 während der Sommerferien im Monate Juli auf den Bergen weilte, wurde ich von einem so starken Schneesturme überfallen, dass ich genöthigt war, gleich herunterzusteigen, dahin, wo die Weintrauben in voller Reife standen.

In der Ebene ist es die drückende Hitze, der Wasser- und Futtermangel, welche dem Wanderer lästig werden; in den gebirgigen Theilen treten ihm dagegen viele andere Schwierigkeiten entgegen. Bis zum Fusse der Stadt Schuscha sind Wege vorhanden, auf denen man noch mit Wagen fahren kann; weiter aber, in's Innere des Artzach und Siunik, muss man die Reise entweder zu Fuss oder reitend auf Pferden und Maulthieren zurücklegen. Die Bewohner ziehen die erstere Art des Reisens jeder anderen vor und sind auch ausgezeichnete Fussgänger; zur Sendung einer raschen Nachricht wählt man nie einen Reiter, sondern einen Fussgänger, der wenigstens noch einmal so rasch zum Ziele gelangt. Der Bauer in dem gebirgigen Theile kennt noch die Anwendung des Wagens nicht und es hat auch nicht viel genützt, dass die russische Regierung vor etwa zehn Jahren die Bauern zwang, einen Postweg von der Stadt Schuscha nach dem nächstliegenden Städtchen Keores (Кеорс) auszuführen. Auf diesem Wege verkehrt nur die Post zweimal in der Woche und einige frachttragende Arabas; aber nicht selten, namentlich im Frühling, werden auch diese Fahrten, in Folge der heftigen Platzregen, ganz unterbrochen, welche, stürmische Sturzbäche bildend, den Weg in einer Weise zurichten, dass es fast unmöglich ist, denselben zu benützen. Der Einwohner ist längst an solche Wege gewöhnt; er vertraut fest den sicheren Schritten seines Reitthieres, er sitzt, ohne irgend eine Spur von Unruhe oder gar Angst merken zu lassen, fest und keck im Sattel und lässt die Zügel des Thieres locker hängen, denn dieses hat hundertmal seinen Herrn ohne Gefahr auf jenen Wegen getragen.

Neben solchen Nachtheilen der Terrainconfiguration, die in früheren Zeiten geradezu als ein Vorzug galten, hatte das Land während seiner ganzen Geschichte so grosse Vortheile durch seine feste, schwer angreifbare Position, dass es den äusseren Feinden fast unmöglich war, in dasselbe einzudringen.

Denjenigen, welche in der Wüste nicht zu Grunde gingen, trat der fast unwegsame gebirgige Theil entgegen, und wenn einmal Feinde, durch Ueberlistung oder Verrath sich Thor öffnend, hineindrangen, so fanden sie immer beim weiteren Vordringen ihren sicheren Untergang. Denn sobald die Feinde im Lande waren, zog sich das Landvolk entweder in's Innere der grossen, dunklen Urwälder zurück¹⁾, von wo aus es die feindliche Macht, unversehens angreifend, aufrieb, oder in solche Vesten, welche die Natur selbst den Menschen vorbereitet hatte. Die Wälder sind leider zum grössten Theile bereits vernichtet und der übriggebliebene Rest wird wahrscheinlich auch bald wegen des mangelhaften Schutzes einem so bedauerlichen Schicksale entgegengehen; die Vesten bleiben aber als stumme Zeugen vergangener blutiger, ruhmvoller Thaten. Aber wenn einmal der Feind selbst im Lande festen Fuss gefasst hatte, dann war es ebenso schwer, ihn hinauszudrängen, wie dies das Beispiel eines tatarischen Häuptlings aus der nicht allzu fernen Vergangenheit (am Schlusse des letzten Jahrhunderts) beweist.

Derselbe, ein Mann von dunkler Herkunft, Namens Pana, später Pana-Chan genannt, bekam durch List von dem Melik Schahnasar, dem mächtigen armenischen Fürsten von Tschanachtschi, die wild liegende Gegend vor der jetzigen Festung Schuscha, deren von drei Seiten schräg in tiefe Abgründe laufende, wie von Meisterhand glatt gehauene Felswände nur einer geringen Anwendung der menschlichen Kunst bedurften, um für die damaligen Zeiten zu einer uneinnehmbaren Festung zu werden und den Emporkömmling zum Herrn über seinen unklugen Wohlthäter zu machen. Ueber diese Festung lesen wir bei SCHWEIGER-LERCHENFELD (Zwischen Donau und Kaukasus. Land- und Seefahrten im Bereiche des Schwarzen Meeres, Wien 1887, S. 440) eine lebendige Schilderung, herrührend aus der Feder des Herrn ROSSMÄSSLER:

„Bei der Annäherung von Schuscha gestaltet sich das Landschaftsbild ausserordentlich interessant. Immer den hohen, im Mittelpunkte des Gebirgskessels gelegenen Berg vor Augen, dessen Spitze die Stadt krönt, deren weisse Festungsmauern sich wie ein schmales Band um den Gipfel dieses grossartigsten Piedestales, das eine Stadt haben kann, herumziehen.“ Weiter (S. 441 f.): „Von drei Seiten ist der Berg,

¹⁾ Siunik und namentlich Artzach sind jetzt unter dem Namen Ghara-bagh bekannt, welches tatarische Wort Schwarzwald heisst und auf die Existenz grosser Urwälder, die jetzt meistens abgeholzt sind, hinweist.

der Schuscha trägt, von noch höheren Bergen umgeben, und die Schluchten und Abgründe, welche zwischen diesen Kolossen liegen, sind unergründlich, grauenerregend, zumal an einer Stelle, wo der Fels ebenso senkrecht abfällt, als die auf ihm erbaute Mauer und wo zur Zeit der Melik's und Chan's die zum Tode verurtheilten Verbrecher hinuntergestürzt worden waren. Am herrlichsten ist aber der Anblick nach Norden, in der Richtung, in der sich der Gebirgskessel nach der Niederung öffnet. Hier erblickt man unmittelbar unter sich den ganzen, kreisförmig von hohen Bergzacken umfassten Höhenzug mit dem lieblichen Chan-Kerdi (das Dorf des Chans), welches als kleiner Punkt erscheint. Lässt man das Auge über den Rücken der Berge streifen, so findet man bald den Punkt, wo der Eingang zu dem Gebirgsthore ist, und durch dasselbe sieht man auf die über 20 Meilen breite Steppe und kann, zumal in der Abendbeleuchtung, den majestätischen Zug des ganzen Kaukasus erkennen.“ Der erwähnte „Eingang zum Gebirgsthore“ war in der Zeit der Melik's und vielleicht noch früher durch ziemlich lange Mauern und Thürme befestigt, die bis jetzt noch im Ganzen wohl erhalten dastehen. In ihrer Art erinnern sie, allerdings in sehr kleinem Massstabe, an die chinesischen Mauern zum Schutze vor denselben wilden turanisch-mongolischen Horden.

Mit dieser oberflächlichen Beschreibung des Landes beabsichtigte ich, eine Vorstellung zu geben, inwiefern seine natürliche Beschaffenheit dazu beitragen musste, die in ihm wohnenden Armenier vor fremden Ueberfällen und Einflüssen möglichst frei zu halten. Vielleicht nirgends in Armenien hat sich das armenische Wesen so rein und unvermischt erhalten, wie in den historischen Districten Artzach und Siunik. Das ist der Eindruck, den man von Schriften der über die Schicksale dieses Landes berichtenden Historiker empfängt, dieses der Eindruck, den man bekommt, wenn man die jetzt dort wohnenden Armenier betrachtet. Daher kann wohl mit vollem Rechte der hervorragende armenische Forscher Pater LEON ALISCHAN sagen ¹⁾: „In Armenien erscheint nirgends, mit Ausnahme der Urprovinz Ararat (die Gegend am Fusse

¹⁾ Pater LEON ALISCHAN wird im nächsten Jahre eine von seinen werthvollen Arbeiten über die Provinz Siunik erscheinen lassen, wie er in ähnlicher Weise historisch-geographische, culturhistorische u. dgl. Beschreibungen über die drei wichtigsten Provinzen Armeniens herausgegeben hat. Auszugsweise fand ich einen Artikel aus dem zu erscheinenden Werke in der Zeitschrift „Bazmavep“ 1891, December, S. 321 ff., den ich hier benütze.

des grossen Ararat, mit dem Centrum Etschmiadzin, dem alten Artaxata, dem Eriwan), das armenische Wesen so richtig wie in Sisakan (Սիսական աշխարհ). Die Bewohner dieser Provinz haben einen starren Sinn für die Erhaltung ihres nationalen Geistes und der Sitten gezeigt, weil sie sehr viele Ueberreste und Denkmäler ihrer Vorfahren, sowohl schriftliche als auch mündliche, hatten, und obwohl sie am wenigsten sich der herrschenden Ordnung fügten, haben sie sich doch rein erhalten. Die Ursache dieser Thatsache ist zum Theile sicher in dem freiheitsliebenden Charakter der Bewohner zu suchen und zum Theile in der eigenen Tapferkeit, die, gestützt auf die geographisch feste Lage des Landes, sie von fremder Herrschaft lange Zeit frei hielt.

Eine andere Hauptursache ist, dass, während zur Zeit der Herrschaft der Arsakiden in Armenien der Name und die Macht der alten Armenier geschwächt worden war und auch nach dem Sturze der Arsakiden-Dynastie während der Bagratiden-Herrschaft nur die Fürsten von Siunik Hajkazantz (armenisch) genannt wurden, sie allein es gewesen sind, die sowohl früher als auch später beständig diesen Namen führten.“

Während in vielen armenischen Provinzen auswärtige, eingewanderte Fürstengeschlechter zur Herrschaft gelangten und, von den fremden Dynastien (so von den Arsakiden) besonders begünstigt, zu grosser Macht und Berühmtheit kamen (die Artzounier, Mamikonier, Bagratunier etc.), blieben in Siunik vom Anfang unserer Geschichte an immer einheimische, haikanische Fürsten die Herren des Landes; eine grosse Bedeutung für das ganze Land aber zu erhalten, waren sie nicht im Stande. Die sagenhafte Vorgeschichte über die Abstammung dieses Fürstengeschlechtes finden wir bei Moses von Choren, dem grössten armenischen Historiker aus dem V. Jahrhundert n. Chr., in folgender Weise erzählt ¹⁾:

„Aber dem Gegham (nach Moses von Choren der fünfte Sprosse der Urahnes der Armenier, des Haik) ward nach Verlauf mehrerer Jahre in der Stadt Armavira der Sohn Harma geboren. Er überliess dem Harma die Stadt Armavira sammt den Einwohnern und wanderte selbst zu einem anderen Berge im Nordosten, der am Ufer eines Sees lag. Er baute hier am Ufer des Sees Wohnungen, bevölkerte das Land und benannte es nach seinem Namen Gegh (Գեղ), die Wohnorte aber Geghak'uni

¹⁾ Cf. Moses von Choren, Geschichte der Armenier, 1881, Buch I, Cap. 12.

(Գեղազուհի); nach ihm wird auch der See genannt¹⁾.

Hier ward ihm der Sohn Sisak geboren, ein Mann, stolz und schlank, schön, muthvoll und kundig im Bogenschiessen. Diesem gab er den grössten Theil seiner Habe und Diener in grosser Anzahl; als Erbschaft bezeichnete er ihm die Grenzen von dem westlichen Ufer des Sees bis zu einem Felde, in welches der Fluss Arax, Felsenwände durchschneidend und langgestreckte Thäler und Engpässe passirend, mit gewaltigem Getöse sich ergiesst²⁾.

In diesen Grenzen liess sich Sisak nieder, bevölkerte das Land und benannte es nach seinem Namen Siunik³⁾; aber die Perser nennen es richtiger Sisakan (Սիսական).

Also aus dem Stamme dieses Sisak fand später Walarschak, der erste parthische König der Armenier, berühmte Männer und machte sie zu Herren des Landes, woraus nun das sisakanische Geschlecht herrührt. Und so handelte Walarschak, unterrichtet durch die Geschichte.“

Dieses Fürstengeschlecht war und blieb lange Zeit eines von den mächtigsten; eine hervorragende Rolle aber konnte es nicht spielen, weil es sehr stark angefeindet wurde. Erst im V. Jahrhundert nach Christi Geburt, als nach dem Sturze des letzten armenischen Arsakiden-Königs durch die Perser das Land herrenlos blieb, versuchte das Haupt des sisakanischen Geschlechtes, Wasak Siuni, mit Hilfe der Perser die Krone an sich zu reissen und versprach er für die persische Hilfe als Gegenbelohnung Jezdigerd dem II., die Armenier aus Christen wieder zu Zoroasterianern, zu Feueranbetern zu machen. Wie schlecht Wasak die Festigkeit und die grosse Macht des Christenthums beim Volke verstanden und wie sehr er besonders den gewaltigen Einfluss der Geistlichkeit auf das Volk unterschätzt hatte, bewies das einmüthige und entschlossene Erheben des ganzen Volkes, mit der Geistlichkeit und dem Fürsten Wardan Mamikonian an der Spitze, gegen das Ansinnen der

Perser; und als jene mit ungeheurer Macht, vereint mit den Hilfstruppen des Wasak, gegen Armenien zogen, um mit Waffengewalt ihre Absicht durchzusetzen, weil die gütlichen Mittel und die grossen Versprechungen nichts gefruchtet hatten, da begegneten sie am Ufer des Flusses Tghmut (Տղմուտ), einem Nebenfluss des Araxes, der für das Christenthum begeisterten und zum Kampfe bereiten armenischen Schaar. Hier wurde die grösste national-christliche Schlacht gegen die Feueranbeter geschlagen, und obwohl die Armenier ihren Anführer Wardan verloren und der Ueberzahl weichen mussten, so hatten doch die Perser einen solchen Sieg davongetragen, wie einst Pyrrhus über die Römer; sie zogen sich bald darauf zurück und liessen seitdem ab, das Christenthum in Armenien mit offener Gewalt anzugreifen. Diese moralische Niederlage zeigte ihre grösste Wirkung in Siunik und insbesondere auf Wasak selbst; er wurde als Verräther von der ganzen Nation in die Acht erklärt, von dem Jezdigerd als der Hauptschuldige an der misslungenen Unternehmung in's Gefängniss geworfen, wo er auch seinen Tod fand, und der Name Wasak blieb seitdem als gleichbedeutend mit dem Worte „Verräther“.

Obwohl die übrigen Armenier nach dem Abzuge der Perser mit vereinter Macht das Land des Wasak angriffen, so konnten sie doch keine bleibenden Erfolge erzielen. Ausser der moralischen Wirkung blieb Siunik sonst so mächtig wie zuvor, allerdings mehr in sich selbst abgeschlossen und lange Zeit von unbedeutendem Einflusse auf das übrige Armenien. Die Fürsten vom Hause Sisakan gelangten erst spät zur Königswürde, und als die Russen einen Theil Armeniens den Persern wegnahmen, da fanden sie in Artzach und in Siunik einheimische kleine Fürstengeschlechter, Melik⁴⁾ genannt, welche mit grosser Ausdauer und bewunderungswürdiger Tapferkeit ihre factische Selbstständigkeit bewahrt hatten, allerdings unter fortwährenden Kämpfen, bald mit Türken, bald mit Persern.

Die Bewohner aus Siunik und Artzach, jetzt unter dem Namen Gharabaghtzi (ղարաբաղցի) bekannt, haben im Allgemeinen den reinsten armenischen Typus, wie ihn SPIEGEL in der „Eranischen Alterthumskunde“, I. Bd., S. 365, so vortrefflich zum Ausdrucke bringt. Sie sind hoch und stark gewachsen, mit sehr starkem Haarwuchs, haben etwas rauhe, herbe Züge, niedrige Stirn, dicke Augenbrauen, grosse, schwarze Augen, sehr hervortretende, krumme Adlernasen. Sie gelten als sehr thätige, un-

¹⁾ Hier ist der bei den Europäern unter dem Namen Sewanga bekannte See gemeint, den die Armenier Sewana und auch Gephama-Lidsch (Սեւանայ oder Գեղամայ լիճ) nennen.

²⁾ Vgl. hiezu: SPIEGEL, Eranische Alterthumskunde. Leipzig 1873, Bd. I, S. 148: „Zuletzt durchbricht der Arax die gegen Südosten streichende Kette des Alaghez, um nach einem Absturz (dieser Absturz heisst im Armenischen Քարավաղ, V. S. MARTIN, Mémoires sur l'Arménie I, 48) von 100 Fuss Höhe die Ebene Moghân durchfliessend, sich mit dem Kur zu vereinigen und mit diesem vereint in das Kaspische Meer zu fallen.“

beugsame Charaktere. „Der Gharbaghtzi ist ein Mann, der auf seinem Willen beharrt“ (*ղարբաղցին իր սասձի ճարդ ա*). Ihre Tapferkeit ist allgemein bekannt; sie haben der russischen Armee sehr tüchtige Officiere gegeben, unter welchen die berühmtesten sind: General LASEROW, welcher sich besonders in dem letzten türkischen Kriege bei der Einnahme des festen Kars sehr hervorthat, und dann MADATHOW, der die russische Armee bis nach Täbriz führte.

Sie sprechen einen Dialekt, der von den übrigen Armeniern sehr schwer verstanden wird. Man kann dort beim Studiren desselben eine Erscheinung wahrnehmen, die jenem, der in die jüngste Geschichte des Landes nicht eingeweiht ist, sehr merkwürdig vorkommen wird; man hört nämlich in ganz nahe von einander liegenden Dörfern sehr grosse Abweichungen von dem allgemeinen gharabagh'schen Dialekt (*ղարբաղցոց բարբառ*). Indessen ist das sehr leicht zu erklären. Nach den persischen und türkischen Kriegen in den Jahren 1828 und 1829 that die russische Regierung Alles, um die armenische Stammesbevölkerung aus den nicht occupirten Ländern in ihr Reich zu versetzen; diese wurden in die von den Mohammedanern verlassenen Dörfern verpflanzt und auf diese Weise kamen recht viele von ihnen nach Gharabagh, dem nächsten Grenzlande. Obwohl seither bereits über ein halbes Jahrhundert verflossen ist, hat bis jetzt eine vollständige Ausgleichung des Dialektes noch nicht stattgefunden, hauptsächlich deswegen, weil die Communicationsverhältnisse recht schlecht und primitiv sind¹⁾.

Der gharabagh'sche Dialekt ist sehr hart, wie bei jedem Bergvolke, liebt nicht lange Worte; alle drei- und viersilbigen Namen sind auf zwei Silben reducirt; z. B. aus Chatschatur ist Chatschi, aus Astuatsatur — Tsatur, aus Pharsadan — Pharsi etc., dann verwandeln sich die Mediae des allgemeinen Armenischen in Aspiratae und Tenues; so wird aus Grigor — Kuk'i, aus Sargis — Sak'i etc. Das Verschwinden der Mediae bestätigt auch GH. AGHAJANZ, der a. a. O., S. 35, sagt: „Im gharabagh'schen Dialekte sind die Buchstaben b (*բ*), g (*գ*), d (*դ*) und j (*ձ*) so sehr geschwächt, dass sie nur die Ein-

geborenen allein auszusprechen im Stande sind und man kann wohl behaupten, sie sind so gut wie ganz verschwunden. Als Beispiele führt er an: aus *բարի* (bari = gut) ist *պարի* (pari) geworden, aus *բոյն* (bujr = das Nest) *պիւն* (piun), aus *բաժակ* (badjak = das Glas) *պեժակ* (pedjak), aus *գարի* (gari = Gerste) *կեարի* (Kjeari), aus *ձայն* (jajn = die Stimme) *ձեն* (cen) etc.

Zu diesen hier andeutungsweise angeführten Eigentümlichkeiten des Dialektes kommen noch die vielen entlehnten Worte und Redensarten, zum Theile aus dem Persischen, zum Theile aus dem Tatarischen, welche Bestandtheile den Dialekt oft so entstellen, dass für Jeden, der die erwähnten Sprachen nicht versteht, der Dialekt selbst unverständlich ist. Die erwähnten Völker leben seit Jahrhunderten sehr eng zusammen, so dass solche zum Theile gegenseitige Entlehnungen ganz unvermeidlich sind; dazu kommt noch, dass fast jeder Armenier daselbst schon in seinen Kinderjahren die vom Persischen so stark zersetzte tatarische Sprache vollkommen sprechen lernt.

I.

Allgemeines über das armenische Dorf.

Die Dörfer liegen zumeist aus später zu beleuchtenden Ursachen recht weit von einander ab; die Häuser in denselben sind in einer Weise aufeinandergehäuft, dass es einem Ungeübten schwer fallen wird, auf den ersten Blick ihre richtige Anzahl zu bestimmen. Historische Ursachen haben den Menschen genöthigt, in erster Linie nicht auf Bequemlichkeit, sondern auf Sicherheit bedacht zu sein; deshalb ein so enger Anschluss aneinander, um bei jeglicher Gefahr die Hilfe des Nächsten in Anspruch nehmen zu können; deshalb die Wahl solcher Wohnplätze dort, wo eigentlich nur wilde Vögel ihre Nester bauen sollten. Was einmal Noth war, ist jetzt, wie in der Regel zu geschehen pflegt, zur lieben Gewohnheit geworden. Fast alle armenischen Dörfer (die Ausnahmen sind sehr selten) liegen, wenigstens in dem von mir beschriebenen Artzach und Siunik, auf steilen, einen festen, sicheren Hintergrund aufweisenden Anhöhen, in tiefen, von den Seiten geschlossenen Thälern, mit einem Worte an solchen Orten, die entweder selbst durch ihre Lage Sicherheit gewähren können oder in der nächsten Nähe einen festen Zufluchtsort haben. Es schwindelt Einem oft, wenn man von einer Bergspitze herab oder von einem tiefen Thale hinauf solchen mensch-

¹⁾ GH. AGHAJANZ bemerkt in einer kleinen Broschüre „Ueber die armenischen Laute“, Tiflis 1874, S. 35: „Der Gharabagh besteht, ohne die Stadt Schuscha, aus fünf Bezirken (armenisch *գավառ*). In diesen fünf Bezirken spricht man nicht gleichmässig; die Unterschiede zwischen ihnen sind nicht gross, jedoch deutlich genug, um beim Sprechen gleich aufmerksam zu werden und den Abstammungsort des Sprechenden zu unterscheiden.“

lichen Wohnorten sich nähert. Mag der Reisende auch noch so sehr ermüdet sein, er muss von seinem Reithiere heruntersteigen, um auf krummen, zickzackförmigen Wegen, die ganz unverdient diesen Namen führen, über Steine stolpernd oder im Schmutze wadend zum Ziele zu gelangen. In der Abenddämmerung, wenn im Dorfe einzelne Lichter aufzuleuchten beginnen, erscheinen sie von der Ferne gleichsam in der Luft schwebend. Die auf flachem Lande liegenden Dörfer wurden in früheren gefahrvollen Zeiten mit Mauern umgeben (vgl. SHAH-CHATHUNJANZ, Die Beschreibung von Edjmiadsin und der fünf Provinzen von Ararat, 2 Bde., Edjmiadsin 1842): „Das Dorf Schahriar in der Nähe der Stadt Armavir war früher mit einer Lehmmauer umgeben, wie viele andere Dörfer in der Ebene von Ararat als Schutzmittel gegen die Raubzüge der Lesghier und anderer Nachbarvölker.“ Denn obwohl, wie oben bemerkt, die Armenier in Gharabagh in factischer Unabhängigkeit von den Persern lebten, so hatten leider mit der Zeit recht zahlreiche nomadische Horden immer mehr und mehr vom flachen Lande Besitz ergriffen und belästigten mit ihren beständigen Ueberfällen die ruhige, ackerbau-treibende armenische Bevölkerung, welche weder von ihrem nominellen Souverän, von den persischen Königen, Schutz zu hoffen hatte, noch auch selbst die hinlängliche Macht besass, um ihre Feinde in Zaum zu halten. Sie nahm die Natur zu ihrer Bundesgenossin, dafür verlor sie aber Schritt für Schritt die besten und fruchtbarsten Saat- und Weinbaufelder als Preis für die Lebenssicherheit und Erhaltung der Nationalität. Es hat leider, wie bekannt, in den asiatischen Reichen nie ein anderes als das Recht des Stärkeren gegolten, und es hat daselbst keine Herrschaft jemals dauernd die Lage der Unterthanen, welche im Auge der Herren weiter nichts als Milchkühe sind (*կթի կով*), zu sichern den Willen oder die Macht gehabt. Die sogenannten Chans und Beks, die Vertreter der asiatischen hohen Aristokratie, sind, eigentlich genommen, weiter nichts als ein Raubgesindel; die gewöhnlichen Feldarbeiten und sonstige andere ähnliche Beschäftigungen würden nach ihrer Anschauung sie entwürdigen; höhere geistige Ziele haben sie nie gekannt und eine Beschäftigung müssen sie ja doch haben; deshalb bringen sie ihre Zeit entweder in Gelagen oder mit der Jagd und Räuberei zu. Wie oft habe ich von diesen Strassenhelden verschiedene Raubgeschichten hören müssen, welche sie in prahlerischer Weise mit orientalischer Phantasie in's Ungeheure übertrieben und ausgeschmückt als

Grossthaten und Wagestücke vortrugen, und das sogar noch jetzt, unter russischer Herrschaft, wo sie beim Ertappen Sibirien vor Augen haben; wie schlimm muss es früher gewesen sein, als sie für hundert Vergehen vielleicht einmal eine etwas ernsthafte Strafe zu fürchten hatten. Obwohl das neue, unter der russischen Herrschaft heranwachsende Geschlecht zum Theile die grässlichen Wirkungen solcher Willkürherrschaft vergessen hat, so kennt es doch hinlänglich aus den Erzählungen Anderer oder aus eigener Erfahrung, aus der Lage der christlichen Bevölkerung in der Türkei, was eine solche Herrschaft heisst und wie weit auch noch jetzt dortselbst die schrankenlose Willkür solcher Vertreter der Aristokratie, der Kurden- und Tscherkessen-Häuptlinge gehen kann.

Die einst von zahlreichen Armeniern bewohnten fruchtbaren Ebenen liegen jetzt in den Händen der Tataren oder Kurden brach und uncultivirt; ein grosser, ausgebreiteter Steinschutt, eine halbverfallene Kirche und künstliche, weit und breit verzweigte Wasserkanäle, die schon längst vertrocknet sind, sind die einzigen beredten Zeugen von den früheren Bewohnern des Ortes und von ihrem Fleisse.

Nur wenige Dörfer befinden sich unmittelbar in der Nähe der grossen Strassen; deshalb kann man oft eine Tagereise zurücklegen, ohne auf ein solches zu stossen, welcher Umstand dem Reisenden, namentlich im Sommer und Winter, grosse Schwierigkeiten bereitet, wenn er Eile hat und durch Einkehr in ein solches keine Verzögerung haben will. So musste ich z. B. einmal auf einer Reise von dem armenischen Kloster Tat'ew nach dem Städtchen Kjöres einen (so viel mir erinnerlich) nahezu einen halben Tag währenden Weg, unter den brennenden Strahlen der Sonne, zurücklegen und konnte nirgends meinen heissen Durst stillen; erst gegen Abend trafen wir Schnitter, welche mir gerne von ihrem übriggebliebenen Wasservorrathe zu trinken gaben. Vom Dorfe sieht man aus der Ferne vor Allem den hölzernen Thurm der Kirche (die in der Regel mitten im Dorfe an einem hochgelegenen Punkte erbaut und mit einem kleinen Hof umgeben ist), der als der höchste Bau zuerst in's Auge fällt. Beim Herannahen an das Dorf wird man von einem geradezu betäubenden Hundegebell empfangen. Diese Bestien werden in grosser Anzahl in jedem Dorfe als Wächter gehalten und sind um so geschätzter, je wilder sie sind. Noch schlimmer sind die sogenannten Hirtenhunde (*չորանի շուն*), welche absichtlich immer weit von Menschen

und Wohnräumen gehalten und nie aus der Heerde in's Dorf hineingelassen werden, damit sie immer wild bleiben und sich nicht an Menschen gewöhnen. Nur im Sommer kann man, wenn die heisse Mittags-sonne alles Lebende in den kühlen Schatten jagt, von den Bestien unbehelligt durch die Strassen ziehen. Schlimme Erfahrungen hat Dr. PARROT¹⁾ mit solchen Thieren gemacht; „Böse Hunde, oft von bedeutender Stärke, wehren jedem bewaffneten Fremden den Zutritt in das Dorf und bei den Tataren hat der Ankommende, wenn er ein Christ ist, eben um dessen willen vollends seine liebe Noth, worüber ich manche Erfahrungen gemacht habe.“

Jedes Dorf hat in der Regel in der nächsten Umgebung seine Bachtchas, d. h. Obst- und Gemüsegärten; sonst findet man selten im Dorfe drinnen Häuser, die mit einem Garten umgeben wären. Je nach der Anlage des Ortes, den klimatischen Verhältnissen und dem Vorhandensein reichlichen Wassers nehmen die Gärten einen entsprechenden Raum ein und gewähren einen schönen Anblick mit ihren prächtigen Fruchtbäumen, bestehend aus Kirschen-, Aprikosen-, Maulbeer-, Nuss-, Pfirsich-, Granat-, Quitten- und anderen Bäumen. In der Türkei trifft man auch Bauernhäuser, umgeben von Gärten, wie wir aus der Beschreibung COMTE DE CHOLET'S ersehen²⁾:

„Pendant plus de dix kilomètres, c'est une série ininterrompue de jardins, entourés de hautes murailles de terre, bordés de peupliers, et dans lesquels poussent, pêle-mêle, des pommiers, des cerisiers, des noyers, des mûriers, ainsi que de superbes ceps de vigne. Les maisons, fort nombreuses, disséminées dans ces jardins, ainsi que celles des villages que nous traversons successivement, doivent y être pendant l'été un agréable lieu de refuge“ (S. 44). Er reiste im Winter; die von ihm hier beschriebenen Dörfer sind in der Umgebung der Stadt Césarée in Kleinasien. Ueber die Häuser bemerkt er: „Elles sont malheureusement aussi mal construites que possible et consistent essentiellement en deux murs de boue sur lesquelles repose, au moyen de branchages et de rondins mal dégrossis, un toit de terre ou de chaume. Comme fenêtres: quelques trous, gros comme le bras, bouchés tant bien que mal avec du papier huilé, remplaçant

économiquement, il est vrai, mais très désavantageusement, le verre encore fort cher en Asie.

Voilà comment sont logés les habitants dans toute l'Anatolie, et ces misérables maisons, dans lesquelles nous n'entrons pour nous coucher le soir qu'avec grande répugnance, vont cependant bientôt nous sembler des palais quand il nous faudra les comparer aux sordides tanières dans lesquels Kurdes et Arméniens s'enfouissent pendant l'hiver.“

In den Gärten haben die Bauern ihre Tennen und Stroh- und Heubehälter, Marak (*ճարակ*) genannt. Diese Bauten sind im Dorfe neben der Kirche die einzigen, welche schräge Dächer haben.

Was das äussere Ansehen eines armenischen Dorfes betrifft, so hat ein solches, wenn man auch die schlechte Lage nicht betrachtet, sehr wenig Erfreuliches und würde kaum einen Europäer veranlassen, in demselben seine Sommerfrische zu geniessen. Die Häuser, auf einer terrassenartig aufsteigenden Lage in langer Linie gebaut, mit flachen, aus gewöhnlicher, mit Stroh und Sand gemischter Erde bedeckten Dächern (siehe Fig. 104) ohne Fenster, scheinen von ferne dadurch, dass die hintere Wand eines Hauses fast immer in gleicher Höhe mit dem Hofe des über demselben sich befindenden Hauses liegt, also niemals zu sehen ist, einer grossen Treppe zu gleichen. Diese terrassenartige Bauart scheint auch bei den Osseten im Gebrauche zu sein. (Vgl. SCHWEIGER-LERCHENFELD a. a. O., S. 359.) „Eine gewisse Eigenartigkeit kommt auch an den Wohnstätten der Osseten zur Geltung, namentlich im Gebirge. Hier kleben die aus Stein gebauten, flachdachigen Hütten an den schroffen Abhängen, so dass das Dach der unteren Hütte vor der nächsten höher gelegenen als Terrasse figurirt. In früheren, unruhigeren Zeiten pflegte man die Familienwohnungen, welche aus einer zusammenhängenden Reihe von Tracten bestanden, mit einer gemeinsamen Vertheidigungsmauer nebst starkem Thurme mit Schiessscharten zu versehen.“

Der Mangel an grünen Bäumen und Sträuchern und die engen, krummen und holperigen Strassen machen eine solche Häusermasse noch eintöniger und reizloser. Hiezu kommt noch die Unreinlichkeit der sogenannten Strassen, insbesondere der Umgebung des Dorfes. Dort erheben sich nach allen Seiten gleichsam duftende Kränze pyramidal hinaufsteigender, grosser Misthaufen. Man wirft nämlich, besonders dort, wo in Folge des Holzreichtums der Kuhmist nicht als Brennmaterial ver-

¹⁾ Dr. FRIEDRICH PARROT, Reise zum Ararat; zwei Theile, Berlin 1834.

²⁾ COMTE DE CHOLET, Arménie, Kurdistan et Mésopotamie, Paris 1892.

wendet und viel Vieh gehalten wird, allen Unrath am Fusse des Dorfes auf Haufen, welche mit der Zeit zu beträchtlicher Grösse angewachsen sind und nur dann und wann durch strömenden Regen etwas an Quantität verlieren¹⁾.

Nur in einigen wein- und baumwollebauenden Dörfern Armeniens braucht man den Dünger zum Zwecke der Urbarmachung des Bodens, obwohl man überall den Werth desselben ganz genau kennt und ihn auch für die kleinen Gemüsegärten anwendet. Die Ursache liegt zum Theile in den schlechten Wegen (der Wagengebrauch ist, wie bereits erwähnt, in dem gebirgigen Theile nicht verbreitet und auf den Rücken eines Esels oder Pferdes Dünger in die

in dem ausgezeichneten, fruchtbaren Charakter des Bodens. Er besteht aus tiefen Schwarzerdelagen und dem entsprechend ist man bestrebt, beim Pflügen möglichst tiefe Furchen zu ziehen, zu welchem Zwecke man eine besondere, auf zwei Rädern sich bewegende grosse Pflugschar, Gut'an (*գութան*) genannt, anwendet. An diese Pflugschar spannt man auf einmal sechs oder acht Paar Ochsen und Büffelochsen, wobei zwei bis drei Treiber nöthig sind, welche, mit langen Stäben in den Händen, auf dem Joche sitzend, das Gespann langsam in Bewegung setzen.

Allenfalls sollte noch das Gefühl der Reinlichkeit den Bauer nöthigen, um seine Wohnorte herum keine

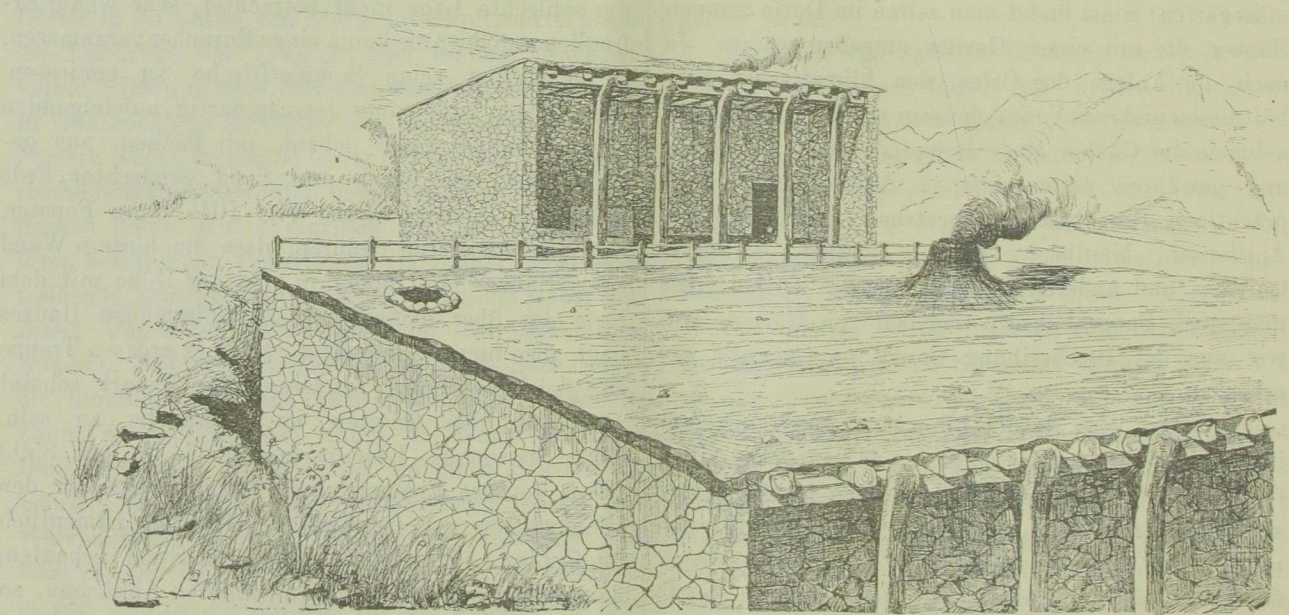


Fig. 104. Armenische Häuser.

weitausliegenden Felder zu tragen, würde, nach der Ansicht der Bauern, entsprechend dem Zeit- und Kostenaufwande sich kaum lohnen²⁾, zum Theile

¹⁾ Diese Plätze dienen auch zugleich als Aborte, denn in keinem Bauernhause hat man solche Stellen. Der Fremde kommt dadurch nicht selten in die schlimmste Lage, wenn er gerade in der Mitte des Dorfes sein Standquartier hat und jedesmal einen solchen Platz inmitten böser Hunde aufzusuchen genöthigt ist. Ueber derartige Fälle cursiren viele Anekdoten.

²⁾ Bei den Armeniern fungiren als Lastthiere neben diesen beiden nur noch der Maulesel, während die Tataren auch Büffel, Kameele und Kühe zu dem Zwecke gebrauchen. Wo man Wagen braucht, da werden zum Ziehen Büffel und Ochsen angespannt, selten Pferde; Esel und Maulthiere habe ich nicht dazu verwendet gesehen.

solchen Pyramiden zu bauen; er hat aber durch seine nahe Beziehung mit den Thieren, durch den täglichen und stündlichen Verkehr mit denselben sich so an sie gewöhnt, dass er kaum im Stande ist, das Unangenehme bei der Sache wahrzunehmen und wenn man ihn darauf aufmerksam macht, so kann man oft als Entgegnung hören: „Ich opfere mich diesem Dünger (allegorisch für die Kuh und den Ochsen); er ist es, welcher mich und meine Kinder erhält, meinen Mund nicht trocken lässt (d. h.: wenn ich keine Milch, Käse und Butter etc. zu essen habe, so bin ich gezwungen, trockenes Brot zu essen), mein Gesicht vor dem fremden Gaste nicht schwarz werden lässt; möge Gott ihn segnen und mir recht

viel davon geben.“ Diese und ähnliche Ausrufe bringen so recht die Anschauung des primitiven Menschen zum Ausdrucke. Für ihn ist sein Thier sein Alles und man könnte geradezu zweifeln, ob solch ein Mensch sich immer seiner geistigen höheren Begabung über das Thier bewusst ist. Thatsächlich ist so viel wahr, dass im Auge eines sogenannten tatarischen Adligen sein Weib denselben Werth hat wie sein Pferd (Ath nash bir sheh der, das Pferd und das Weib eine Sache sind). Ein echter Reiter und Falkenjäger darf weder das Pferd noch den Falken aus seinen Händen lassen, noch einem Anderen, wenn auch nur leihweise, überlassen.

Dass die Dörfer auf der Ebene von Ararat, wenigstens vor etwa sechzig Jahren, nicht viel besser waren, das ersehen wir aus der Beschreibung PARROT'S a. a. O., S. 81:

„Das Ansehen der Dörfer dieser Gegend, der armenischen wie der muselmännischen, ist gleichfalls nicht geeignet, derselben einigen Reiz zu verleihen. Die Häuser, von Lehmerde gebaut, haben gänzlich flache, gleichfalls mit Lehm überzogene Dächer; statt der Fenster nur hie und da ein Loch und dies noch grösstentheils nach der Hofseite, wo sich auch allemal der Eingang befindet; eine Lehmwand umzingelt jedes Gehöfte und krumme Wege, auf deren Reinlichkeit und Ordnung nichts verwendet wird, ziehen sich in allen Richtungen zwischen diesen Gehöften hindurch. Diese Dörfer haben also nichts von dem, was die Zierde und den Reiz eines europäischen Dorfes ausmacht, sondern sind von einem Ende bis zum anderen und vom Boden bis zum Dache von gleicher Beschaffenheit und Farbe mit dem Erdboden; man erkennt sie aus einer etwas weiteren Entfernung schon nicht mehr als Dörfer und würde sie gewiss noch viel öfter übersehen, als es geschieht, wenn nicht einige Stamppflanzungen ihre Stelle von Weitem bezeichnen.“

Diese Gewohnheit, aus Lehm Wände aufzuführen, trifft man auch anderswo; so werden bis jetzt noch in der Umgebung der Stadt Elisabetpol viele Gärten mit solchen, blos aus Lehm aufgeführten Mauern eingeschlossen und auffallend dabei ist, dass sie auch dort vorkommen, wo Steine in grosser Menge vorhanden sind und als Baumaterial leichter und vortheilhafter zu handhaben wären. So erinnere ich mich noch, wie ein Bauer aus dem Dorfe Meghri, in einem Orte, wo Alles aus Stein ist, um seinen Fruchtgarten eine Lehmwand mit grösster Mühe aufführte, welche fortwährend unter der Wirkung

der Sonnenstrahlen zerbarst und, vom Regen abgetragen, erneuert werden musste. Es wäre vielleicht möglich, mit einiger Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass diese Bauart, die so sehr an die Töpferei erinnert, das erste und primitivste Entwicklungsstadium des Bauwesens sei, dem die Aushöhlung des Bodens und das Wohnen in den natürlichen Höhlen vorangegangen ist. Denn sicher ist es, dass der Bau einer solchen Mauer eine viel weniger entwickelte Kunst und Fertigkeit beansprucht, als die kunstvolle Aneinanderfügung der Steine und Holzbalken.

* * *

Wenn man überhaupt in einem Dorfe etwas angenehme Zeit verbringen will und das Bauernleben näher kennen zu lernen beabsichtigt, so ist dazu die passendste Zeit im Spätherbste; dies ist auch der geeignetste Moment, wo man verhältnissmässig am bequemsten und, ich möchte sagen, nicht ohne Annehmlichkeiten reisen kann. In anderen Jahreszeiten ist das Reisen in Siunik und Artzach so beschwerlich, so mühevoll, wie vielleicht selten in einem anderen Landstriche. Im Frühling wird man von häufigen und heftigen Platzregen geplagt. Es bilden sich mächtige Sturzbäche, welche zu passiren ein Ding der Unmöglichkeit ist. Das mit ungeheurem Getöse und grosser Gewalt mächtige Steine, Baumstämme etc. vorwärtstreibende Wasser zerschmettert in Kürze jedes Hinderniss, verwüstet blühende Felder, ruinirt die Strassen, reisst die vorhandenen Brücken fort und es muss der Reisende oft tagelang warten, bis er wieder vorwärts kann; oder es sind die zahlreichen Bergflüsse, welche, vom schmelzenden Schnee angeschwollen, ihn zum Warten zwingen. Im Sommer ist es die drückende Hitze, die dem ungeschützten und des Klimas ungewohnten Reiter jede Freude und jedes Vergnügen verdirbt. Alles das ist jedoch nichts im Vergleiche mit den Beschwerden, die man beim Reisen zur Winterszeit zu bestehen hat. Die Wege gehen über hohe Berge, welche sogar im Sommer einem leichtsinnigen und unvorbereiteten Wanderer ihre eisige Macht fühlen lassen; um wie viel mehr ist letztere im Winter fühlbar, wo mächtiges Schneegestöber, Lawinensturz, heftige, eisige Winde sehr häufig ganze Karawanen unter dem Schnee begraben und man hat weit und breit nirgends eine menschliche Wohnung oder eine Spur von Menschen, die dem Unglücklichen rechtzeitig Hilfe zu bringen im Stande wären. Es gesellt sich zu all diesen Naturunbilden in vielen Orten noch der Mangel ge-

eigneter Aufenthaltsräume. Die Dunkelheit rückt heran und man hat noch kein christliches Dorf erreicht; bei den Tataren kehrt man, wenn man gerade keinen Gastfreund (Aschna) hat, nicht gerne ein; im Sommer verursacht dies keine Sorge, man schläft unter freiem Himmel neben seinem Pferde; nur bei schlechter Witterung muss man in den sogenannten Karvansarais eine Zuflucht suchen.

Die einfachste Art eines Karvansarais habe ich bei einem tatarischen Dorfe gesehen und einige Male auch zur Winterszeit darinnen geschlafen. Es war ein länglicher, viereckiger Bau, von dem etwa drei Viertheile für die Pferde dienten; der andere Theil, am äussersten Ende vor der Thüre, war für die Menschen bestimmt. Hier war ein offener Herd angebracht. Als Schornstein und Fenster diente ein über dem Herde im Dache angebrachtes Loch. (Siehe den unten-

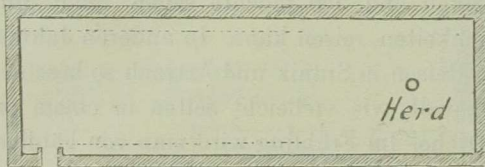


Fig. 105. Grundriss eines Karvansarais.

stehenden Grundriss, Fig. 105.) Die Wände waren aus Stein, das Dach mit Querbalken, Reisig und einer Lehmschichte gedeckt. Jeder Reisende fand ohne jeglichen Unterschied unter diesem gemeinsamen Dache ein Nachtlager gegen Vergütung, ich glaube von zwei oder drei Kopeken. Selbstverständlich ist die grösste Wachsamkeit unter einer solchen zusammengewürfelten Gesellschaft geboten und einer von der Gesellschaft muss beständig wach bleiben.

Einmal traf es sich, dass sich unter meinen Schicksalsgenossen auch ein alter Dichter und Sagen erzähler befand, welcher die ganze Nacht hindurch mit grösster Begeisterung und in angenehmster Weise uns Stücke aus dem Schahname und andere Sagen erzählte und uns auf diese Weise das mit wahrer Pein verbundene Verweilen daselbst fast vergessen machte. Neben dieser Poesie waren wir aber leider fortwährend an die recht derbe und realistische Wirklichkeit zu denken genöthigt. Die Bauern liessen sich, nachdem sie ihre Pferde besorgt hatten, beim Feuer nieder, fingen an, ihre Fussbekleidung ausziehen, welche weit entfernt war, mit ihrem Duft an die prächtigen Rosengärten des Dichters zu erinnern, und breiteten ihre schmutzigen Strümpfe am Feuer, ohne Rücksicht für den Nachbar, zum Trocknen

aus. Ein viel abscheulicherer Anblick war es jedoch, als mehrere Tataren anfangen, aus ihren Kleidern Ungeziefer herauszusuchen und solches dem Feuer opferten. (Die Armenier sind am wenigsten von solchem Ungeziefer geplagt, weil sie nach einer später zu erwähnenden Gewohnheit jede Woche ihre Kleider davon reinigen.)

Zum Glücke erholt man sich, in einem armenischen Dorfe angelangt, leicht unter einem, wenn auch einfachen, aber gastfreundlichen Dache von allen Strapazen während der schwierigen Reise. Die Gastfreundschaft wird bei uns unter den Bauern noch in ausgedehntem Masse gepflegt. Jeder angekommene fremde Gast ist ihnen willkommen und unser Bauer würde es für die grösste Sünde seines Lebens halten, je einen Gast von der Thüre gewiesen zu haben.

Wie bei Griechen und Römern der Fremde als unter dem Schutze der Götter stehend gedacht wurde, ebenso ist ein Fremder nach der Anschauung unseres Bauern ein Gast Gottes (Աստուծոյ զննալ) und einen solchen aufzunehmen und zu bewirthen, sieht er als seine directe Pflicht an. Die Bauern selbst haben gewöhnlich in jedem Dorfe, wo sie wegen Austausch ihrer Früchte und sonstiger Geschäfte öfters zu verweilen pflegen, einen ständigen Gastwirth, bei dem sie einkehren. Ihn zu verlassen und sich bei einem anderen einzuquartieren, wäre für den verschmähten Theil die grösste Beleidigung und der Schuldige würde den Missmuth und den Tadel der Gemeinde zu hören und auch zu fühlen bekommen. Nur wenn der Gast weiss, dass er seinen von irgend einem Missgeschicke betroffenen Gastgeber durch seine Gegenwart in Verlegenheit setzen würde, d. h. wenn er weiss, dass der Gastgeber verarmt ist und folglich vor dem ehemaligen Gaste sich wegen seiner ärmlichen Bewirthung schämen würde, so wählt er ein anderes Haus und schickt von da aus ein kleines Geschenk an den früheren Bekannten, zum Zeichen, dass er ihn nicht vergessen hat und ihn nicht geringschätzt. Aber auch diese schonende Art der Trennung geschieht nicht ohne Unzufriedenheit und kommt im Ganzen sehr selten vor.

Die Gastfreundschaft geht vom Vater auf Kinder und Kindeskinde wie jede andere Erbschaft über; indess ist jedoch jedes erwachsene Mitglied des Hauses berechtigt, einen neuen Gast nach seinem Wunsche zu wählen und daher kommt es vor, dass, wenn z. B. auf einmal zwei Brüder zusammen in ein Dorf kommen, jeder von ihnen zu einer anderen Familie geht. Mit der Zeit gestaltet sich das Verhältniss der

Gastfreundschaft in der Weise, dass Diejenigen, welche sie üben, sich so eng und herzlich vereint fühlen, dass sie kaum einen Unterschied zwischen einem nahen Verwandten und dem Gastfreunde machen. Im Falle der Noth wird immer der vermögende Gastfreund, gerade wie ein naher Verwandter, zu Hilfe gerufen; wenn sie etwas zu verkaufen oder zu vertauschen haben, lassen sie einander Nachrichten zukommen, ob sie nichts davon brauchen; manchesmal kauft sogar ein Bauer auf sein Risiko Waaren für seinen Gastfreund, deren derselbe nach seiner Ansicht bedarf. Der Bergbewohner, Saręci (*սարեցի*), hebt immer für seinen Gastfreund aus dem flachen Lande von seinem Jahresertrage an Butter, Käse, Korn etc. etwas auf, während der in warmen Districten Wohnende, Aranci (*արանցի*), für den Saręci Früchte, Reis, Baumwolle, Seide, Wein etc. reservirt. Man pflegt in der Regel auch bei gegenseitigen Besuchen von den erwähnten Sachen kleine Geschenke mit sich zu nehmen oder auch zu schicken; sieht man auf dem Lastthiere des Bauers so und so viele kleine Pöcke und Säcke angebracht, kann man sicher sein, dass sie alle zu Geschenken bestimmt sind.

Der ersten Bekanntschaft der Gastfreunde gehen gar keine Formalitäten voran; kehrt Jemand ein- oder zweimal in ein Haus ein, dann ist die Gastfreundschaft zwischen Beiden ein- für allemal besiegelt. Man ladet auch, in einem Dorfe angekommen, diesen oder jenen Bauern ein, er möge, wenn er in das Dorf kommt, bei ihm absteigen; oder man nimmt einen Reisegenossen zu sich in's Haus, man sieht zufällig, vom Felde oder irgend woher zurückkehrend, einen Fremdling auf das Dorf zugehen, der keinen Gastfreund hat, und ladet ihn ein; schliesslich, wenn ein Fremder keine Unterkunft findet, so geht er in die Kirche, wo er sicher von dem Priester selbst oder von einem Bauern aufgefordert wird. Das einmalige Sehen bildet die Grundlage der weiteren Gastfreundschaft.

Eine Ausnahme findet bei den vornehmen, städtischen Gästen und ganz Fremden, welche in der Regel nur einmal in ein Dorf kommen, folglich auch keine dauernde Gastfreundschaft beanspruchen, statt. Hat der Fremde in solchen Fällen keine Empfehlungen, in welches Haus er sich zu begeben hat, so schickt ihn der erste ihm begegnende Bauer in's Haus des Dorfschulzen oder des Priesters.

Diese Beiden sind in der Regel die wohlhabendsten Leute im Dorfe und haben gewisse Bequemlichkeiten zur Aufnahme namentlich etwas vornehmer Gäste; aber es kommt auch vor, dass im Dorfe eine grosse, wohl-

habende Bauernfamilie die Gastfreundschaft in ausgedehntem Masse ausübt; dann werden die Fremden dorthin geschickt, oder der Ruf solcher Familien ist so weit und breit bekannt, dass der Fremdling schon in einem anderen Dorfe davon erfahren hat und, dort angelangt, frägt, wo die betreffende Familie wohnt; dort hält er sein Pferd vor dem Thore des gastfreien Wirthes an. Der Aelteste des Hauses bewillkommt ihn herzlich, ladet ihn in das Gastzimmer und ertheilt sogleich verschiedene Befehle an die Diener und jüngeren Hausmitglieder, damit sie das Pferd des Gastes besorgen, das Essen bereiten, das Zimmer reinigen etc. Ich kannte z. B. eine Familie, wo manchesmal beim Mahle zehn und mehr fremde Gäste Platz nahmen und es verging fast kein Tag, wo das Haus ohne Gast war; war zufällig keiner da, so liess der Familienvater einen von den Nachbarn zum Essen einladen, sonst „schmecke ihm nichts, kein Bissen gehe durch seine Kehle ohne einen Fremden; wie sollte er die Gottesgabe allein essen?“

Er war stolz, wenn er alle seine Gäste bewirtheten und zum Schlafen bedecken konnte, ohne genöthigt zu sein, von den Nachbarn etwas zu erbitten. Dazu findet man in jedem Hause, je nach dem Vermögen, so und so viele Paare Bettzugehörigkeiten: Teppiche *գորգ*, *գարա*^o (Dialekt), Karpet *կարպետ*, *կարպետ* (Dialekt) [in der Art der Teppiche mit farbigen Faden aus Wolle gewebt, ohne das weiche, kurz geschnittene Haar derselben], Matten mit Wolle gefüllt, Kissen und Decken wieder mit Wolle gefüllt. Am schönsten sind die beiden letzteren, indem die Kissen zumeist mit aus Seide gesticktem Stoffe überzogen sind, die Decken aber aus selbstgewebten oder gekauften seidnen Stoffen. Sie werden sorgfältig aufbewahrt und nur für Gäste gebraucht, während die Familienmitglieder in einfachen, aus selbstgewebten Baumwollstoffen gemachten Bettzeugen schlafen.

Unter den gegebenen Verhältnissen und Lebensbedingungen unserer Bauern ist solche ausgedehnte Gastfreundschaft leicht begreiflich und erscheint als eine Consequenz der gegenseitigen Hilfeleistung. Von Handel und in noch höherem Grade von Industrie kann dort in Folge der primitiven Communicationswege und der niedrig stehenden Civilisation gar keine Rede sein; der Bauer kann den Ueberfluss des Ertrages seiner Arbeit nirgends anbringen oder unter so niedrigen Preisen, dass er vorzieht, die Mühlen, welchen er sich durch den Transport zu unterziehen hat, zu ersparen; durch Tauschhandel verschafft

er sich, was er gerade für seinen Bedarf von den Nachbardörfern bekommt. Daher ist bei ihm Geldgier unbekannt; wenn er Geld hat, weiss er nichts damit anzufangen und vergräbt es, dasselbe in silberne Rubel umsetzend, in irdenen Gefässen unter der Erde. Er gibt gerne und mit Freimuth von dem, was ihm Gott so reichlich geschenkt hat, denn im entgegengesetzten Falle „würde ihn Gottes Strafe erreichen“. Man hält es in den von den Städten weit entlegenen Dörfern geradezu für eine Sünde, gebackenes Brot, Milch etc. zu verkaufen, sonst würden die Felder keine Frucht tragen, die Kühe keine Milch geben.

Nirgends in den Dörfern existiren Gasthäuser; jetzt aber dringt leider die schlechte auswärtige Sitte, Wein- und Schnapsschänken zu eröffnen, ein.

Ob der Fremde länger bleibt oder nur einen Tag, er wird immer mit gleicher Ehrerbietung und Auszeichnung behandelt. Für seinen Aufenthalt hat er nichts zu zahlen, mit Ausnahme dessen, was er sich speciell kauft, z. B. wenn er immer Schaf- und Hühnerfleisch geniessen will, oder in Dörfern, wo kein Weinbau getrieben wird, Wein trinken will, so muss er solches baar bezahlen.

Ein vornehmer Gast pflegt beim Fortgehen freiwillig ein kleines Geschenk, und das in Fällen eines längeren Aufenthaltes, dem Hausherrn zu geben oder er schenkt eine Kleinigkeit an Geld einem der jüngeren Hausgenossen, der für ihn am meisten zu thun hatte.

Dass diese Sitten auch in anderen Provinzen gleich sind, will ich durch Anführung des Berichtes des Herrn SCHIEMANN in dem bereits citirten Buche des Dr. PARROT (Reise zum Ararat, S. 189 f.) beweisen:

„Am Abend kamen wir in ein grosses armenisches Dorf, Namens Taschburni. Wir beschlossen, hier zu nächtigen, da, wie unser Kosak sagte, das nächste Dorf zu weit entfernt war, um es vor völliger Dunkelheit zu erreichen. Wir liessen den Aga (Benennung des Dorfältesten bei den Armeniern) rufen, baten um Quartier, Futter für unsere Pferde und um einige Früchte, Melonen und Arbusen. Er wollte uns Alles geben. Nachdem wir unseren Thee getrunken, kam der Aga wieder zu uns, brachte Melonen und Arbusen und unterhielt sich mit uns durch den Dolmetsch. Währenddem wurde ein schöner Teppich auf dem Fussboden ausgebreitet und mehrere Schüsseln mit verschieden zubereitetem Hühnerfleische und Reis darauf gestellt. Unser freundlicher Wirth nöthigte uns zum Essen; wir sagten, wir wären nicht hungrig

und hätten auch nicht darum gebeten; er antwortete: wir wären ihm so liebe und seltene Gäste, dass er Alles, was in seinen Kräften stünde, aufbieten wolle, uns dies zu beweisen, und er müsse sich gekränkt fühlen, wenn wir es ausschlugen. Wir setzten uns daher neben den Teppich, während unser Wirth uns mit Verwunderung zusah, als wir den Reis mit unseren Löffeln assen, da diese in jenen Gegenden nicht bekannt sind¹⁾, sondern die Finger die Stelle des Löffels vertreten. Nachdem wir gegessen, wurden uns noch ein paar Teppiche gebracht und wir machten uns ein Lager, so gut es ging.

Am anderen Morgen liessen wir den Aga wieder rufen und fragten, wie viel wir für das Futter der Pferde etc. zu bezahlen hätten. Dies schien ihn aber zu kränken und er antwortete, es wäre für ihn eine Ehre, dass wir bei ihm eingekehrt und unter seinem Dache gewohnt hätten, dafür lasse er sich nicht bezahlen, und wenn wir zurückkehren, sollten wir wieder bei ihm einkehren. Wir dankten ihm für die freundliche Aufnahme.“

Dann weiter, S. 190, heisst es: „Um Mittag machten wir in einem tatarischen Dorfe, Achmameth genannt, Halt, liessen uns zum Jus-Bascha²⁾ führen, der uns aber sehr kalt empfing, ja uns kaum begrüsstete. Wir verlangten für unsere Pferde gegen Bezahlung Futter, welches wir aber nur mit grösster Mühe erlangten. In kurzer Zeit hatte sich eine grosse Menge Tataren um uns versammelt, die uns mit Neugierde angafften. . . . Als wir wegreiten wollten, fragten wir, was wir zu bezahlen hätten. Der Jus-Bascha nannte einige Abas (ein Abas ist 80 Kopeken Kupfer, jetzt aber 20 Kopeken). Herr v. BETAGHEL gab sie ihm.

Gleich traten mehrere von den herumstehenden Tataren auf den Jus-Bascha zu und sprachen sehr heftig mit ihm. Der Jus-Bascha wurde verlegen, kam zu uns, als wir eben unsere Pferde bestiegen, und bat uns demüthig, das Geld zurückzunehmen. Wir wollten es durchaus nicht thun und sagten: es käme ihm rechtmässigerweise zu, also könne er es behalten. Die übrigen Tataren vereinigten aber ihre Bitte mit der seinigen und wir mussten das Geld zurücknehmen.“

¹⁾ Dieses mag wohl eine Uebertreibung sein; der Löffel ist bei uns wohl bekannt, und zwar aus sehr früher Zeit, nur gebraucht man ihn nicht für alle Speisen, und am aller-seltensten für Pilaw, d. h. für die beschriebene Reisspeise.

²⁾ Benennung des Dorfältesten bei den Tataren; das Wort bedeutet: das Haupt über Hundert.

Dass unsere Voreltern diese löbliche Eigenschaft ungeschmälert besaßen, das bezeugt Xenophon; an der Stelle, wo er manche recht interessante Details der armenischen Bauernhäuser gibt, fügt er speciell über die Gastfreundschaft hinzu (Xenophon, Anabasis IV, 5, 30):

Ὅπου δὲ παρῖοι κώμην, ἐτρέπετο πρὸς τοὺς ἐν ταῖς κώμαις καὶ κατελάμβανε πανταχοῦ εὐωχουμένους καὶ εὐθυμουμένους, καὶ οὐδαμοθεν ἀφίσταντο πρὶν παραθεῖναι αὐτοῖς ἄριστον. Οὐκ ἦν δ' ὅπου οὐ παρετίθεσαν ἐπὶ τὴν αὐτὴν τράπεζαν κρέα ἄρνια, ἐρίφεια, χοίρεια, μόσχεια, ὀρνίθια, σὺν πολλοῖς ἄρτοις τοῖς μὲν πυρίνοις τοῖς δὲ κριθίνους. ὅποτε δὲ τις φιλοφρονούμενός τῳ βούλοιο προσιεῖν, εἶλκεν ἐπὶ τον κρατῆρα, ἐνθ' ἐπὶ κύψαντα ἔδει βροφούντα πίνειν ὡσπερ βοῦν.

Es wäre vielleicht nicht uninteressant, am Schlusse dieses Capitels einer Sitte der Gastfreundschaft Erwähnung zu thun, nämlich der Fusswaschung, welche besondere Ehre allerdings nur einem bevorzugten und altbekannten Gastfreunde zutheil wird. Sobald

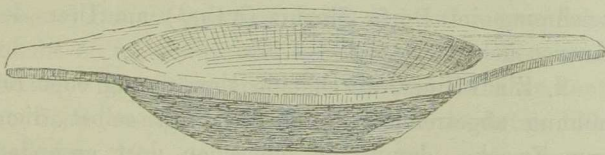


Fig. 106. Holztrög.

ein solcher Gast eingetroffen ist, beeilt sich die jüngste Frau des Hauses (*Ἰσχυρὴ Σωφροῦ* = die frische Frau) oder die erwachsene Haustochter, den Dreifuss in die Mitte des brennenden Herdes hinauszuziehen und auf ihn einen Kessel mit Wasser zum Wärmen zu setzen. Inzwischen schleppt sie ein hölzernes Becken (Fig. 106) herbei, nähert sich mit verdecktem Gesichte dem Gaste, grüsst ihn, die Hände kreuzweise auf die Brust gelegt, mit einer tiefen Verbeugung und gibt ihm durch Zeichen zu verstehen — weil sie mit keinem fremden Gaste sprechen darf —, er möge ihr erlauben, seine Füße zu waschen. Das Mädchen ist freier; sie geht nicht, so lange sie keine Braut ist, mit verdecktem Gesichte umher, sondern hat ein kleines Tüchlein auf dem Haupte und kann mit Jedem offen sprechen; aber auch ihrer harret das gleiche Schicksal wie der jungen Frau, schon mit dem Tage ihrer Verlobung. Der Gast fühlt sich verpflichtet, jene für ihn so angenehme Forderung mehrere Male abzuschlagen, bis er auch von dem Hausherrn oder von der ältesten Hausfrau genöthigt wird.

Dann streckt er behaglich den einen Fuss nach dem anderen aus und die junge Frau muss die Fussbekleidung lostrennen, welche erstens aus einem etwa vier Finger breiten, aus Seide gemischt mit Wolle oder aus Wolle gewebten Band besteht (armenisch *դոլաղ* Dolagh, aus dem Tatarischen entlehnt), welches mehrere Male über die Strümpfe und den Enden der Hose umwickelt ist, dem Fussgänger grosse Bequemlichkeiten gewährt; zweitens aus dem Schuh selbst, *Terech* (*տրեխ*), wahrscheinlich wieder tatarisch, in welcher Sprache es *Tschareh* heisst, *تچاره* genannt, der aber nichts Anderes ist, als ein Stück rohes Schweins-, Ochsen- oder Büffelleder; Schweinsleder wird wegen seiner beständigen Weichheit und Dauerhaftigkeit am meisten begehrt, während die anderen Lederarten sich leicht zusammenziehen und den Fuss drücken; drittens aus den Strümpfen, welche, aus wollenen, farbigen Fäden gestickt, eine sehr schöne Ornamentik, ähnlich jener der orientalischen Teppiche, aufweisen.

Die Verfertigung der Schuhe ist höchst leicht und einfach und jeder Bauer macht sich dieselben

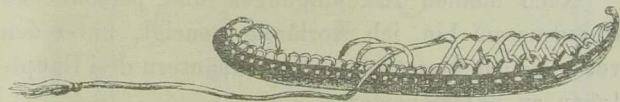


Fig. 107. Armenische Fussbekleidung.

selbst. Man nimmt das nöthige Leder, rasirt mit dem Messer das Haar weg, legt den nackten Fuss zum Messen der Grösse darauf und nach dieser Grösse schneidet man das Leder in der Fussform. Aus den Lederabfällen werden fadendünne Fäden geschnitten, welche dazu dienen, um an den Rändern des Leders Knoten zu machen, durch welche eine glatte, schmale Schnur gezogen wird, welche wieder aus Seide oder Wolle in verschiedenen Farben ausgeführt, zum Halten des Schuhs an dem Fusse dient. Die Fig. 107 veranschaulicht uns sehr genau den beschriebenen Schuh. In einigen Stunden ist ein solcher Schuh fertig, ein in jeder Hinsicht bequemes, angenehmes und leichtes Kleidungsstück; nur ist Eines dabei unvortheilhaft, es hält nicht lange.

Nach der Fusswaschung, der eine wohlthuende Massage vorangeht, legt der so geehrte Gast nach Belieben ein kleines Geldstück in die Hand der Frau, welche dafür mit einem Handkuss ihren Dank ausspricht. Indess thut dies nicht jeder Gast.

Es liegt hier nicht in meiner Aufgabe, alle merkwürdigen und recht viele darunter sicher auf die

graue, alte Zeit zurückgehenden Sitten und Gebräuche der Armenier zu erwähnen, ich wollte nur in Kürze diejenigen Eindrücke skizziren, welche ein Fremder beim ersten Herannahen an ein armenisches Dorf und in der unmittelbar darauf folgenden Zeit empfängt. Wir sind nunmehr in dem Dorfe angelangt, sind in's Haus selbst eingetreten und wollen dasselbe so genau wie möglich beschreiben.

Ich bemerkte bereits, dass, da die vorliegende Arbeit in Wien entstand, dieselbe an Mängeln leiden wird, und will hier hinzufügen, dass vielleicht die wichtigsten darunter der Mangel der Angabe der Zahlen und der Grössenverhältnisse sind. Den Grundrissen der Häuser sowohl, als auch den übrigen Figuren konnten nicht die Zahlen hinzugefügt werden, damit man nach ihrer Massgabe eine richtige Vorstellung über die wirkliche Grösse der Gegenstände empfangen könnte.

II. Das armenische Bauernhaus und seine Einrichtung.

Nach meinen Erkundigungen und persönlichen Kenntnissen bin ich vorläufig geneigt, unter den vorhandenen armenischen Bauernhäusern drei Haupttypen zu unterscheiden:

1. das Haus mit der Vorhalle, deren Frontseite ganz offen ist, Srah (*սրահ*) genannt, und zum Aufenthalte der Menschen und Thiere in der guten Jahreszeit dient,

2. das Haus ohne diese Vorhalle und

3. das Haus, welches wahrscheinlich unter fremdem Einflusse zuerst in Städten in Anwendung gekommen ist, von dort aus allmählig bei den Bauern Verbreitung fand und jetzt, mehr und mehr die anderen Formen verdrängend, zum allgemeinen Gebrauche zu gelangen verspricht; das ist das Haus mit Fenstern und statt der Vorhalle mit grossem Balcon, welcher, von oben gedeckt, wiederum zu dem Zwecke dient, wie die Vorhalle, nur mit dem Unterschiede, dass Thiere daselbst keinen Platz mehr finden.

In den beiden ersten Arten ist durchaus das Gewöhnlichste: das Licht vom Dache durch eine Oeffnung, welche zugleich auch der Schornstein ist, da der Rauch von da seinen Ausgang findet; die Feuerung in der Mitte des Wohnraumes; die Wände äusserlich glatt und ohne irgend eine Oeffnung.

Die Art der Feuerung ist verschieden; sie findet entweder im offenen Raume, in der Mitte des Hauses ihren Platz, welche Art, wie wir später zeigen werden,

zur Entdeckung des Kamines geführt hat, oder tief in der Erde in einem Loche, in welches durch eine schräge, unter den Boden geführte Oeffnung, die in der Regel draussen unter der Wand oder bei der Hausthüre mündet, der Luftzug zur Unterhaltung des Feuers hineindringt. Ist in dem Loche das Brennmaterial verkohlt, so deckt man den Mund der Oeffnung und lässt die Kohlen glimmend Wärme um sich verbreiten oder man verdeckt auch das Feuer mit einer Einrichtung, Kürsi (*քուրսի*) genannt, die wir in Folgendem näher kennen lernen werden.

Das Haus mit dem Srah kommt meines Wissens vor Allem überwiegend in den von mir oben beschriebenen Gegenden, d. h. in den Provinzen Artzach und Siunik vor und ist aller Wahrscheinlichkeit nach in seiner Form viel älter als das Haus des zweiten Typus. Seine unentbehrlichsten Bestandtheile sind:

1. Der Srah = Vorhalle oder präciser das Sommerhaus¹⁾; man gebraucht im Armenischen auch Eiwān. So viel mir erinnerlich, habe ich diese letzte Bezeichnung im Dorfe Meghri (*Մեղրի*) am Ufer des Araxes gehört.

2. Ein kleiner, durch eine Umzäunung oder Erhöhung abgetrennter Raum im Srah selbst dient zum Zwecke, damit die Menschen dort gesondert von den im Srah sich aufhaltenden Thieren leben und für sich Speise und Brot zubereiten können. Diesen Raum hat man nicht in jedem Hause.

3. Das eigentliche Haus selbst, in den weitaus meisten Gegenden Armeniens Ton (*տոն*) statt des literar-armenischen Tun (*տուն*) genannt und nur in Artzach, und zwar in den ost-südlich von der Stadt Schuscha liegenden Dörfern, nennt man es Gharadam (*ղարադամ*), wörtlich das Schwarze Haus. Unter diesem Ton oder Gharadam findet sich Alles: der Wohnraum für Menschen, der Herd, die Vorrathskammer, der Backofen, der Schlaf-, Ess- und Aufenthaltsort. In armen Familien weilt auch der fremde Gast daselbst, in wohlhabenderen ist das Gastzimmer getrennt. Das ist das Winterhaus.

4. Eine kleine Kammer, welche an der hinteren Wand des Hauses sich befindet; sie ist in der Weise gebaut, dass gewöhnlich von ihr weder von aussen noch von innen etwas zu sehen ist, ausser der kleinen

¹⁾ Das Wort Srah (armenisch *սրահ*), klingt sehr ähnlich dem persischen Sāraj = Palais, dem türkischen Serai; ob sie aber mit einander zusammenhängen, wage ich nicht zu entscheiden; dagegen ist das Wort Eiwān (*ایوان*) sicher aus dem Persischen entlehnt.

Thüre in der Hauswand und ebenso mit weisser Erde übertüncht, wie die Mauern selbst. Das ist die eigentliche Vorrathskammer, die aber nur in wenigen Wohnungen anzutreffen ist; ihr Name ist Nersiothach (*նրսիօթախ*) = das innere Zimmer.

5. Der Stall, entweder dem Hause, d. h. dem Gharadam sich anschliessend oder von demselben getrennt, hauptsächlich in Folge des Raum Mangels. Wenn der Familienvater stirbt und seine verheirateten Söhne, das väterliche Gut theilend, auseinandergehen, so nimmt in der Regel der älteste Sohn das ursprüngliche Haus für sich, während der Jüngere den früher gemeinsamen Stall zu seiner Wohnung umwandelt, d. h. man schafft für die Thiere einen neuen Stall, denn derselbe kann auch etwas weiter vom Hause entfernt sein, während der Bauer selbst sehr schwer den Entschluss fasst, sich von dem väterlichen Herde zu trennen und etwas weiter davon entfernt für sich ein neues Heim zu gründen. Aus diesem Grunde entstehen sehr häufig Streitigkeiten bei der Theilung des Hauses. Das Hausglück ist nach der Anschauung unseres Bauern mit dem Herde eng verbunden; lieber bleibt er im Stalle und verwandelt denselben in ein Haus, wodurch, wenn er den Herd nicht haben kann, so doch wenigstens sich in seiner nächsten Nähe befindet.

6. Ein Aufbewahrungsort für Thierfutter, Marak (*մարակ*) genannt, welcher in manchen Dörfern neben dem Hause sich befindet; sonst liegt er zumeist weit ab in der Umgebung des Dorfes; den Grund dafür werden wir später kennen lernen.

7. Ein schon erwähntes Gastzimmer (literararmenisch *սեփեակ* genannt, welche Bezeichnung durch das entlehnte persische Wort Othach aus dem Volksmunde verdrängt ist). Im ganzen Dorfe haben nur einige Familien diesen Luxus, so vielleicht etwa unter zehn, fünfzehn Häusern nur eines, entweder mit dem Hause vereint oder getrennt.

Diese sieben Theile machen ein vollständiges grosses Bauernhaus aus, aber es kann ein Bauernhaus auch aus nur zwei Theilen bestehen, aus dem Srah = dem Vorhause und dem Gharadam = dem Schwarzen Hause; solche Häuser kommen auch factisch vor.

Der Bauer ist genöthigt, um Futter für seine Kühe, Schafe etc. zu schaffen, mit diesen herumzuziehen; deshalb hat jedes Dorf seinen Sommerort — Sar (*սար* eigentlich Berg, weil die Sommerfrische nur auf den Bergen zu treffen ist) und Winterort

= Aran¹⁾ (*արան*). Im ersten schlägt er entweder ein Zelt auf oder er hat einen bleibenden Bau in der Form eines Srah, welcher im Winter selbstverständlich unbenützt bleibt, im zweiten aber einen Stall, wo auch die Menschen mit den Thieren zusammen unter einem Dache wohnen, der in diesem Falle im Sommer leer liegt. Hier wird aber auch ein zweiter Futterbehälter Marak, wie im Dorfe selbst, gebaut. Diese beiden sind im Grunde genommen die eigentlichen Urbestandtheile eines Bauernhauses.

* * *

Gehen wir jetzt zur Besprechung der einzelnen Theile des Hauses über, so finden wir in Fig. 108 den Grundriss eines Hauses aus dem Dorfe Hghordi (*Հղորդի*), südlich von der Stadt Schuscha in dem

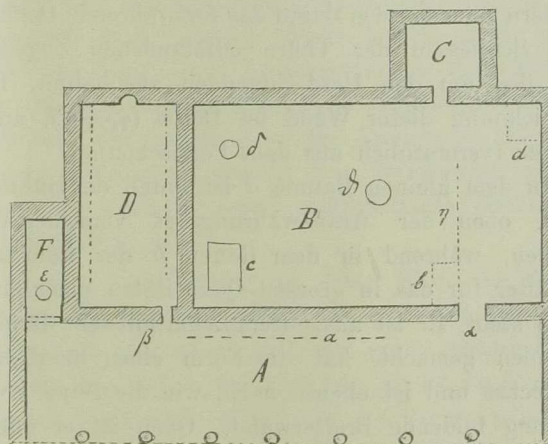


Fig. 108. Grundriss eines Hauses im Dorfe Hghordi.

Districte Warand. Die Dimensionen sind nach dem Gedächtnisse aufgezeichnet, machen deshalb auf Genauigkeit keinen Anspruch.

Wir treten zuerst von der Strasse aus in den Srah (Vorhalle) A hinein. Die vorderen Linien auf der Strassenseite sollen annähernd die Stellen bezeichnen, wo die hölzernen Säulen (siehe Fig. 104) stehen; die kleinen Striche a neben der Hauswand deuten die Stelle an, wo im Sommer die Menschen entweder auf dem Boden selbst oder auf hölzernen, sehr primitiven Betten schlafen und sich aufhalten. Im Srah herum lagert sich das Vieh, wobei die wilden und

¹⁾ Aran ist ein Fremdwort, während Sar (Höhe, Gipfel, Abhang) ein echt armenisches Wort ist und nach HÜBSCHMANN (Armenische Studien, Nr. 247) mit dem Sanskrit-Worte Ciras (Kopf, Haupt, Spitze), zu deutsch Saranh (Kopf), neupersisch Sar (Kopf, Haupt, Gipfel), ossetisch Sar (Kopf), griechisch *κέφα, κόρη*, lateinisch Cerebrum zusammenhängt.

unruhigen Thiere an die erwähnten Säulen angebunden werden. *F* ist der Raum, welcher, vom Srah durch eine niedrige Wand getrennt, zum Backhause dient, indem daselbst in dem runden in der Erde angebrachten tiefen Loche ϵ , Thonir genannt, das Brot gebacken wird.

Von den beiden Thüren α und β an der ersten Frontwand führt die eine α in das Haus, Gharadam *B*, die andere β in den Stall *D*. Durch die Thüre α eingetreten, sehen wir das Innere des Hauses nicht sogleich, weil eine Wand η , annähernd in der Höhe eines Menschen, aus Brettern oder aus Flechtwerk gemacht und übertüncht mit weisser Erde, dem hinderlich ist. Diese Wand, welche fast in keinem Hause fehlt, ist wahrscheinlich dazu da, um entweder zu dem angedeuteten Zwecke zu dienen, d. h. den freien Einblick in das Innere des Hauses zu hindern oder um den durch das fortwährende Oeffnen und Schliessen der Thüre entstandenen Zugwind von den um den Herd Sitzenden abzuhalten. Die Bezeichnung dieser Wand ist *Dərba* (դրբա), auch *Dərbza* (vermuthlich aus dem Persischen).

In dem kleinen Raume *d* ist unten der Hühnerstall, oben der Aufbewahrungsort verschiedener Sachen, während in dem Raume *b* der kolossale Behälter für das in grossen Quantitäten gemahlene Mehl steht. Er ist aus gutem Lehm mit sehr dünnen Wänden gemacht, hat die Form eines länglichen Viereckes und ist ebenso hoch, wie die seine Fortsetzung bildende Bretterwand. Oben ist er offen; wenn er voll ist, wird er mit Brettern zugedeckt. Durch eine Seitenöffnung, die so klein ist, dass man kaum eine grosse Hand hindurchstecken kann, nimmt man das Mehl heraus, das von oben, nach Entfernung der Bretter, hineingefüllt wird.

Im Centrum des Hauses sehen wir, in das Innere eingetreten, die kreisrunde Stelle δ des Hausherdes, des Odschach (օճախ). Sein Durchmesser ist ziemlich gross, so dass rund um ihn herum etwa 20—30 Personen Platz finden können; innen zeigt er eine leichte Vertiefung im Verhältniss zu dem Hausboden, während die Ränder mit einer faustdicken Schicht fester Erde umgeben sind, damit Asche, Funken etc. die Herumsitzenden nicht belästigen. Entsprechend der Grösse des Herdes ist über demselben, mitten im Dache, ein grosses Loch angebracht, das als Rauchabzug und zugleich auch als Lichtfenster des Wohnraumes dient. Es wird mit einem rohrartigen Flechtgerüst umgeben, welches oben schmal, unten breit gemacht und mit Lehm übertüncht ist. Dieses Flechtwerk ist

etwa 2 m hoch, fällt von der Ferne leicht in's Auge und kann man nach der Anzahl leicht die genaue Zahl der Familien im Dorfe bestimmen; denn wo eine Familie wohnt, da ist auch unbedingt, wenigstens in den früheren Häusern, dieses rohrartige Gerüst, Hert'ik, Jert'ig, Hert' ($\zeta\epsilon\rho\theta\iota\eta$, $\epsilon\rho\theta\iota\eta$, $\zeta\epsilon\rho\theta$) genannt, vorhanden; in den neuen Häusern mit Fenstern fällt selbstverständlich der Hert'ik weg. Die Bedeutung des Herdes, die Art der Feuerung und die Feuerabewahrung sind so interessant, dass ich nicht umhin kann, später, nachdem wir das ganze Haus betrachtet haben, auf sie zurückzukommen.

Das zweite kleine Loch δ zeigt die Stelle an, wo in der Regel der Webstuhl oder nach der Uebersetzung des armenischen Wortes die Webgrube = *Člkavor* (ճկավոր) sich befindet, die in keinem Hause fehlen darf, da in jeder Familie die Hausfrauen selbst für sich und ihre Angehörigen wollene, seidene und baumwollene Zeuge weben. Ihre Arbeit, welche sich durch Dauerhaftigkeit und Festigkeit auszeichnet, ist daher roher als jede Fabriksarbeit. Man nennt die genannte Stelle Webgrube, weil im Boden eine Vertiefung angebracht ist und die webende Frau, auf dem Boden sitzend, die Füsse herunter lässt, um auch mit ihnen zu arbeiten. Es ist die einzige Arbeit, bei welcher die Frauen so sitzen, wie man gewöhnlich auf Stühlen sitzt, so dass der Ausdruck Webstuhl vielleicht auch für die armenische Art des Webens passend wäre.

Ueber dieser Stelle ist im Dache ein zweites Loch angebracht, das aber blos als Fenster dient und ziemlich klein ist, damit kein Mensch, auf dem Dache spazierend, hineinfällt und dann, damit die arbeitende Frau vom Regen nicht belästigt wird. Es hat keine korbartige Umschliessung wie das erste. Vor dem Schlafengehen werden beide Löcher zugedeckt, das erste mit einer breiten Baumrinde, weil man keine so breiten Bretter zu machen versteht und die Fertigkeit, mit der Säge Bretter zu machen, erst in neuester Zeit sich allmählig verbreitet, während man früher breite Balken durch Hineintreiben von Keilen spaltete und dann, die so erhaltenen Stücke mit Werkzeugen glättend, Bretter bekam; oder man zog es vor, statt dieser mühsamen Arbeit im Frühling, wenn die Bäume leichter abzuschälen sind, von wilden Kirschbäumen und anderen leicht schälbaren Bäumen die Rinden abzunehmen und jene als Bretter zu gebrauchen. Man nennt sie *Kiči* (կիչի); sie sind sehr breit und leicht. Das zweite Loch deckt man mit einem Stück schweren Holzes zu.

Schliesslich werden in der einzig freigebliebenen und dunkelsten Ecke im Hause (c) entweder verschiedene Vorräthe aufbewahrt, da die kleine, dunkle Kammer C, in die man durch die Thür γ eintritt, nicht ausreicht, oder es halten sich dort die jungen Frauen und Mädchen während der Anwesenheit fremder Gäste auf.

Ueber den Stall D ist nicht viel zu sagen; er bildete ursprünglich einen Theil des Hauses, bis man schliesslich eine Zwischenwand durchzog. Die längliche Form des Stalles ist constant, mag er gebaut sein, wo er will. Die punktirtten Linien desselben deuten die Krippe für die Thiere an, der Eingang (β) ist vom Srah aus.

* * *

Ehe wir auf die Besprechung anderer Häuser übergehen, möchte ich vorher Einiges über die Art des Baues und über das Baumaterial mittheilen. Allüberall baut sich der Bauer selbst seine Häuser mit Hilfe seiner Familienangehörigen. Frauen und Mädchen schaffen das Wasser und die Lehmerde auf ihrem Rücken herbei, die Söhne bringen mittelst Lastthieren Steine und der Vater führt die Mauer auf. Wie wir auf dem Plane sehen, ist der Grundriss des Hauses höchst einfach: ein annähernd quadratischer Raum in zwei etwas ungleiche Theile getheilt, in einen vorderen engeren und einen hinteren breiteren Theil. Für das Fundament gräbt man, je nach der Beschaffenheit des Bodens, fest oder weich, eine mehr oder weniger tiefe Grundlage. Die aufgeführten Mauern sehen ziemlich roh aus, denn die Steine werden so unbehauen, wie sie vom Felde oder vom Flusse gebracht sind, aufeinandergelegt und es trägt zur Verschönerung nicht sonderlich bei, wenn die glatten Flächen derselben nach aussen gewendet werden. Der zum Baue verwendete Lehm wird vorher mit Spreu gründlich durchmischt, damit er fester wird, ein Verfahren, welches bei allen Nachbarvölkern vorkommen soll, so bei den Tataren, Grusiern, Osseten, Persern etc. So bemerkt POLAK (Persien, S. 53) über das Baumaterial der persischen Häuser: „Als Mörtel wird nur selten am Grundbaue und der Kellerwölbung Kalk, mit Lehm untermischt, angewendet; im Allgemeinen nimmt man mit Lehm gemengten Gyps oder Lehm mit Stroh untermischt (Kahgil), letzteren ausschliesslich zum äusseren Anwurf des Hauses.“ Kalk gebrauchen unsere Bauern, wenn man von den Neubauten absieht, nur bei Kirchenbauten.

Unser Bauern-Baumeister gebraucht drei Werkzeuge zum Bauen: einen Hammer zum Behauen der Steine, wenn derselbe in den Bau nicht passt, ein Werkzeug, Mala genannt, zur Aufnahme des Lehms und drittens den Regulator, mit dem die senkrechte Lage der Mauer ermittelt wird, der aber selten in Anwendung kommt, wie die hineingeschobenen und herausgetretenen Mauern der Bauernhäuser beweisen.

Die Höhe der äusseren Frontwand ist vielleicht ca. 2 m hoch, denn das Innere des Hauses liegt etwas tiefer. Die hintere Wand kommt, wie schon oben bemerkt, nicht zum Vorschein oder nur zum kleinen Theile, die Seitenwände ebenfalls nur theilweise.

Ueber dem ganzen Hause liegt das grosse flache Dach, welches aber in der Mitte bei dem Schornsteine eine unbedeutende Neigung aufweist; es darf nirgends eine holperige Stelle haben, sonst würde dort das Regen- und Schneewasser, Pfützen bildend, in das Haus hineindringen und die Balken verfaulen machen. Die Construction des Daches ist folgende: Innen im Hause, unweit vom Herdraume, pflanzt man eine recht dicke und kräftige Säule, Siun¹⁾ im Armenischen, auf.

Neben den Mauern ist diese Säule die Hauptstütze des Daches, folglich auch des Hauses, deshalb sagt man allegorisch von einem Mitgliede des Hauses, das viel zu bedeuten hat: Er ist die Säule des Hauses (նա է սանը սիւնը), oder bei Verwünschungen: Es möchte die Säule Deines Hauses zerbrechen (սանը սիւնը կտարուի), dagegen segnend sagt man: Es möge unerschüttert die Säule Deines Hauses bestehen (սանը սիւնը հաստատ կենայ) etc.

Ein langer Querbalken, in der Mitte auf der Säule ruhend und mit beiden Enden die entgegengesetzten Wände vereinigend, dient dazu, um die Enden der kreuzweise von beiden Seiten gelegten

¹⁾ Սիւն stellt HÜBSCHMANN (Armenische Studien I, Leipzig 1883, Nr. 251) mit dem griechischen κίων zusammen, indem er das armenische siun aus dem armenischen sivan oder sēvan ableitet und das griechische κίων auf die Form κίφων zurückführt; dagegen haben Andere schon früher das griechische κίων für ein Lehnwort erklärt. A. NISSEN (Pompeianische Studien zur Städtekunde des Alterthums, Leipzig 1877, S. 618) sagt: „Sprachlich ist κίων ein phönikisches Lehnwort, und es hiesse die Augen gegen historische That-sachen verschliessen, wollte man die Entlehnung der griechischen Säulenordnungen aus dem Oriente bestreiten.“ Gegen die Behauptung NISSEN's spricht das armenische Wort oder sollte auch jenes aus dem Phönikischen entlehnt sein?

Balken aufzunehmen; diese nennt man Geran (գերան). In Ermangelung ordentlicher Bretter breitet man dicht nebeneinander über die letzten Balken etwa handdick entzweigespaltene Holzstücke, die dazu dienen, um die grossen Erdmassen auf dem Dache aufzuhalten, Phardu (փարդու) genannt; schliesslich wird eine grosse Menge Reisig und Stroh auf diese ausgebreitet und dann darüber Erde gelegt. Man verwendet sehr viel Sorgfalt bei der Aufschüttung von Erde, damit dieselbe einerseits nicht allzu viel wird, um mit ihrer Last auf die Balken schädlich einzuwirken, und andererseits nicht allzu wenig, damit das Wasser nicht hindurchdringen kann. Nichts ist so unangenehm, als das Wohnen unter einem Dache, welches Wasser durchlässt; man kann nie sicher sein, ob nicht einige schmutzige Tropfen in die Speise fallen oder die Kleider durch mit Russ vermengte, gelbliche Farbe beschmutzen. Daher müssen die Dächer fortwährend vor und nach dem Regen reingefegt und die vom Regen durchweichte oder unter den Sonnenstrahlen zerborstene Erde mit Rollsteinen befestigt werden. Da die Dächer gewöhnlich als Strassen benützt werden, so werden dieselben vor dem Regen mit einer leichten Schichte von Spreu bedeckt, wodurch das Lostreten der Erde beim Gehen verhindert wird.

Das Dach erfüllt nicht allein seine eigentliche Aufgabe, sondern es ist auch zugleich der Ort, wo in der guten Jahreszeit die Bauern bei Nacht schlafen, am Tage aber ihre gewöhnlichen Versammlungen veranstalten, ihre Berathungen abhalten. Die Dorfältesten sitzen mit würdiger, ernster Miene, den Rücken an den Schornstein gelehnt, während die Jüngeren vor ihnen ehrfurchtsvoll stehen und ihren Reden zuhören müssen. Nichts ist interessanter, als solchen Versammlungen beizuwohnen; es ist beinahe die reine Republik mit ihren Geronten und anerkannten Rednern.

Die Thüren¹⁾ sind fast ausschliesslich aus Holz gemacht; es werden sogar die Bretter, die wiederum in der oben beschriebenen Weise hergestellt werden, mit einander mit hölzernen Nägeln statt eiserner be-

¹⁾ Գուան allgemein armenisch անուր Dialekt, ist bekanntlich ein altes, indogermanisches Wort, indem es mit dem griechischen θύρα , dem lateinischen *fores*, dem gothischen *daúr*, *daúröns*, *pl̥ ksl dviri*, dem neupersischen *dar*, *scr*, *dvar* etc. zusammenhängt. Nach HÜBSCHMANN, a. a. O., Nr. 58, ist der Stamm im Armenischen durch das Suffix *an* erweitert worden, der ursprüngliche Stamm zeigt sich im Plural *durk* und im Compositum, wie: *dr-a-kiç* (Thürgenosse, Nachbar).

festigt. Ihre Höhe ist sehr gering; nicht einmal ein Mann von mittlerer Grösse kann aufrecht in das Haus hineingehen, ohne Gefahr zu laufen, am Kopfe einen tüchtigen Stoss zu erhalten¹⁾. Die Art der Befestigung der Thüren ist dieselbe, wie bei den Persern und übrigen Nachbarvölkern, d. h. sie hängen nicht an den Seitenbalken, sondern stützen sich von oben und unten auf Zapfen; während vor der persischen Thüre eine etwa einen Fuss hohe Schwelle steht, ist die Schwelle der armenischen Thüre mit dem Boden des Srah ganz gleich und die Stufe ist im Hause drinnen²⁾. Schon der Vergleich mit der Thüre beweist hinlänglich, dass die Armenier von den Persern nichts entlehnt haben, denn auch die Schliessungsart bei den Armeniern ist ganz verschieden; indess werden wir später auch andere Unterschiede anführen. Zum Schliessen der Thüre dient ein einfaches, hölzernes Schloss, welches gerade mitten an der Thüre mit hölzernen Nägeln befestigt wird. Die Fig. 109 veranschaulicht uns die Construction eines solchen Schlosses. *a* ist der wichtigste Theil, ich glaube er wird Mari (մարի) genannt (über die Benennung bin ich nicht sicher) = Mütterchen; in die ausgehöhlten Stellen kommt *b* das eigentliche Schloss = Kolpek (կոլպէք), Dialekt (քլան, փակ), Pak k'llan der Schlüssel (բանալե), *c* Banali (պընելե) = Dialekt Peneli (պենելե), Pelani (պելանի), Pneli (պնելի), Dialekt und *d* der Riegel Kotot (Kotot կոթոթ heisst eigentlich das Junge vom Bären արջի քոթոթ). Das Schliessen geschieht in der Weise, dass man den Schlüssel herauszieht und das Schloss vorwärtsschiebt, dann fallen die Riegel in die ausgehöhlten Stellen des Schlosses und verhindern das Vor- und Zurückgehen desselben. Will man die Thür öffnen, so schiebt man den Schlüssel hinein und hebt die Riegel nach oben, wodurch das

¹⁾ Vergleichen lassen sich damit die alten, deutschen Thüren, die nach einer Stelle in der „Vita St. Severini“, Cap. VII, ebenso niedrig waren. Da heisst es: Der Heilige wohnte in einer so niedrigen Hütte, dass der schlank gewachsene Odoaker sich bücken musste, um nicht mit dem Kopfe an die Decke zu stossen. (HENNING, a. a. O., S. k.)

²⁾ Zur Vergleichung möchte ich hier anführen, was Dr. POLAK über die persische Thür sagt: „Die Thüren bestehen aus zwei, mit eleganten Arabesken, Vögeln und anderen Thieren bemalten Flügeln (während bei uns nur eine einseitige Thüre ist); sie haben eine wenigstens einen Fuss hohe Schwelle und sind so niedrig, dass der Europäer, der an diese Einrichtung nicht gewöhnt ist, entweder mit dem Schienbein oder mit dem Kopfe anrennt. Sie drehen sich nicht in Angeln, sondern um Zapfen und werden nicht mittelst Schnallen, sondern durch ein Kettchen oben an dem Querbalken geschlossen.“

Schloss sich wieder frei vor- und rückwärts bewegen kann.

Neben den Seitengeländern der Thüre, auf derselben Höhe, wo das Schloss befestigt erscheint, ist ein Loch angebracht (Pekacak *փրկածակ*), Schlüsselloch genannt, wo man die beiden Hände hineinschiebt und in der beschriebenen Weise die Thüre öffnet oder schliesst.

Der Herd befindet sich, wie bereits öfters erwähnt wurde, in der Mitte des Hauses. Um ihn herum sind Teppiche und auf diesen Matten ausgebreitet, auf welchen man mit gekreuzten Beinen nach türkischer Weise sitzt. Aber leider sind recht viele Familien so arm, dass sie nicht nur keine Teppiche haben, sondern auch nicht einmal im Stande sind, den Boden nothdürftig zu decken, und dort müssen die Mitglieder des Hauses auf dem blanken Boden sitzen. Zum Glück hat die Noth die Menschen erfinderisch gemacht; sie übertünchen den Hausboden mit festem

Man schwört bei dem Herde und verwünscht ihn, indem man sich ihn als lebendig vorstellt. Will man ein Mädchen aus einem Hause heiraten, so pflegen die Brautwerber bei der Werbung den Eltern des Mädchens zu sagen: „Wir sind gekommen, um von Deinem Herde eine Hand voll Asche zu nehmen und sie mit der Asche unseres Herdes zu mischen.“ (*մունք եկաւ ընք մըն հափուռ մօխեր եր օնինք քու օծախառ նհետ տանինք մեր օծախին նհետ խառնինք*). Dem entsprechend ist man bestrebt, ein Mädchen aus gutem Odschach zu ehelichen und umgekehrt einen Mann aus ebensolchem Hause zum Gatten zu haben. Wenn man von Einem spricht: *նա օծախի զաւակ է*, wörtlich: „Er ist ein Kind eines Herdes“, das heisst so viel als: „Er ist aus guter Familie“. Es entehrt ein ungeartetes Kind seinen väterlichen Herd. Man verwünscht einen: „Oh möchte doch das Feuer seines Hauses ausgehen“ (*ըստը ծանա ըմ կանչալ օծախիդ կրակը հանդի*); statt dessen sagt man auch: „Dein

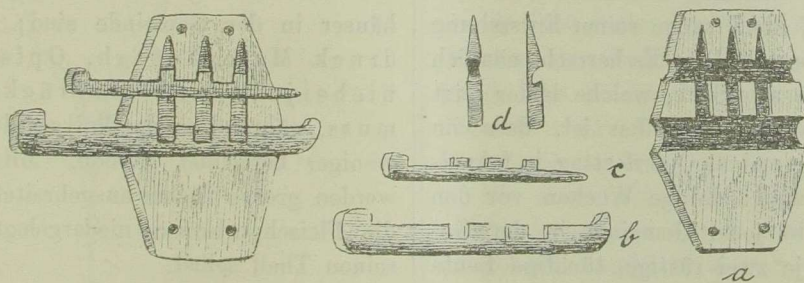


Fig. 109. Armenisches Thüerschloss aus Holz.

Lehm, in welchen noch Kopfhare von Menschen und Spreu hineingemischt werden, wodurch der sonst unerträgliche Staub auf ein Minimum reducirt wird. Aeusserlich wie innerlich ist der Herd das Hauptzeichen eines Hauses, das religiös-geheiligt Symbol einer Familie. Sobald die Brüder sich trennen, so gründet der Jüngere für sich einen neuen Herd und, so viel mir erinnerlich, holt er das erste Feuer für sein Haus von dem Herde seines Vaterhauses ab. Recht zahlreiche Ausdrücke charakterisiren die wichtigste Bedeutung des Familienherdes. Es ist vielleicht nicht uninteressant, einige derselben hier aus dem Gedächtnisse anzuführen. Vorher muss ich aber sagen, dass es mir recht auffallend und bis jetzt noch unerklärlich geblieben ist, dass gerade das nationale ursprüngliche Wort für diesen Mittelpunkt der Familie aus dem Volksmunde verschwunden ist und statt dessen, ebenso wie bei den Russen, das turanisch-tartarische Wort Odschach (bei den Russen Otschag) eingetreten ist.

Rauch möchte verschwinden“ (*ծուխը մարի*) mit derselben Bedeutung; oder ein anderes Beispiel: Die Schwiegermutter sagt zu der jungen Frau, wenn diese ungeschickt ist oder etwas begangen hat: „Es möchte jener Herd, von wo Du ausgegangen bist, zu Grunde gehen“; oder: „Der Herd Deines Vaters sich von unten nach oben kehren“ (*հօրա օծախը պրիշակ ինի*). Ich könnte noch recht viele andere Beispiele hier anführen, aber es scheint mir, die angeführten werden auch genügen, eine wenn auch vage Vorstellung davon zu geben, welche grosse Bedeutung der Hausherde bei den Armeniern hat. Zweitens geht aus diesen Beispielen hervor, dass, wie der focus im Lateinischen, zugleich auch das ganze Haus, die Familie, bezeichnet, so in den Ausdrücken: *ejicere aliquem domo et patriis focus*, oder noch prägnanter: *ager habitatus quinque focus*, auch im Armenischen das Haus, die Familie bedeutet, wofür auch der Ausdruck *ծուխ* (Rauch) vorkommt.

Ich sagte bereits, dass man die Familienzahl im Dorfe nach den Herden zählt; auf diese Art ging auch

in früheren Jahren die russische Regierung bei der Volkszählung in armenischen Dörfern zu Werke. Sie liess die Anzahl der Herthik's, d. h. der Schornsteine, bestimmen, und damit war auch die Anzahl der Familien gezählt. In manchen Dörfern zog man aus dieser Art der Volkszählung Vortheile, indem man vor dem Eintreffen der Regierungsbeamten den Licht- und Rauchableiter vom Dache wegnahm, die Herdstellen im Wohnraume vernichtete und so die Beamten der Regierung irreführte. Bis jetzt noch erhält man in den Dörfern, nach der Anzahl der Familien fragend, wie viel Familien im Dorfe sind, die Antwort: „Opfer essende so und so viel Häuser, in den Volkszählungsbüchern so und so viel“, wobei die erste Zahl immer um ein Bedeutendes die zweite übersteigt (*մատաղ օտող հարուստ ան, կամ իրարև օթատուն*).

Der Ausdruck „Opfer essend“ bezieht sich auf eine so interessante Sitte, dass ich hier nicht umhin kann, wenn es auch nicht in den Rahmen meiner Arbeit hinein gehört, die Ursache seiner Entstehung etwas eingehend zu beschreiben. Es herrscht nämlich in Armenien die gute alte Sitte, welche leider jetzt allmählig im Verschwinden begriffen ist, dass im Jahre einmal ein allgemeiner Opferfesttag in folgender Weise gehalten wird: Einige Wochen vor den Osterferien werden in jeder Gemeinde in der Gemeindeversammlung je zwei rüstige, tüchtige Leute unbescholtenen Charakters ausgewählt, welche die Aufgabe haben, zu allen (mit Ausnahme den ärmsten) Gemeindegliedern zu gehen und von ihnen freiwillige Gaben für die bevorstehenden grossen Festopfer zu sammeln. Mit den gesammelten Gaben, die zum grössten Theile in Naturalien bestehen, kaufen sie eine beträchtliche Anzahl Schafe oder Ochsen, welche am Tage vor dem Feste, am Ostersonnabende, im Hofe der Kirche geschlachtet werden, um zur Vertheilung zu gelangen. Die Vertheilung geschieht auf verschiedene Art: man schneidet den ganzen Fleischvorrath in kleine Stücke, kocht ihn in eigens zu diesem Zwecke für die Kirche gekauften und im Besitze derselben sich befindlichen kolossal grossen Kesseln, wickelt jene gekochten Fleischstücke, entsprechend der Kopffzahl der Gemeinde, in dünne Brotstücke, Losch-Lawasch genannt, und stellt sie vor dem Kirchenausgange in Körben auf.

Am Ostersonntage fängt die kirchliche Messe sehr früh an, etwa um 7 Uhr Morgens, und dauert bis 9 Uhr. Nach dieser Messe strömt das Publicum zu den Kirchenausgängen und ist bestrebt, ein Stück

von dem Opferfleische zu erhalten, um davon den ersten Bissen an diesem Tage zu essen und damit das sieben Wochen dauernde strenge Fasten, wobei der Genuss thierischer Producte, wie Milch, Eier, Fische etc., nicht gestattet war, zu lösen. Was nach der Vertheilung übrig bleibt, wird unter die Armen vertheilt, welche auch vorher grosse Portionen rohen Fleisches bekommen, damit sie sich Fleischspeisen für den feierlichen Tag kochen können. Die sehr kräftige Bouillon kann sich holen, wer da will.

Diese Art der Vertheilung, die wahrscheinlich die ursprüngliche ist, habe ich in der Stadt Schuscha gesehen, während in den Dörfern nicht das gekochte, sondern das rohe Fleisch, und zwar bereits am Ostersonnabende, vertheilt wird, damit die Leute im Stande sind, dasselbe für den nächsten Tag zuzubereiten. Den Fleischvorrath vertheilt man nach dem Augenmass in so viele gleiche Theile — ohne zu berücksichtigen, wie viel man beigesteuert hat — als Familien-(Ton)-häuser in der Gemeinde sind; daher der Ausdruck Mataghotogh, Opfer essend, weil hiebei jede Familie berücksichtigt werden muss, während bei der Volkszählung einige Familien weniger berechnet werden. Mitten in der Kirche werden grosse Tücher ausgebreitet und auf dieselben die Fleischportionen niedergelegt; Jeder holt sich seinen Theil selbst.

Indess verschwindet, wie gesagt, in den Städten allmählig diese Sitte; so weiss man in Tiflis nichts mehr von einer allgemeinen Opferung. Es sind da nur noch einzelne fromme Leute, welche ein Thier opfern und das gekochte Fleisch in grossen Schüsseln in den Hof der Kirche zur allgemeinen Vertheilung schicken. Als Regel gilt: es darf von dem Opferfleische für den nächsten Tag nichts übrig bleiben und schon dieser Umstand allein würde genügen, den Opferceremonien eine eigenartige Feierlichkeit zu geben, denn man ladet bei solchen Anlässen nicht allein die eigenen Angehörigen ein, sondern auch Jeden, der vorübergeht, und viele Arme. Der Armenier opfert gerne und oft; indess ist hier nicht der Ort, darüber weiter zu berichten.

Bei der Opferung werden besonders bedacht: der Priester, der Dorfschulze und sein Gehilfe. Der Priester bekommt von jedem geopfertem Thiere, wo und wann auch geopfert wird, das erste Schenkelbein (Heri հերի genannt) und die Felle und Häute der Thiere, der Schulze die Bruchtheile (aber nur bei Osteropfern), der Gehilfe die Köpfe und die Füsse.

Es kommt bei den Osteropfern etwas vor, was sicher mit dem Christenthum nichts zu thun hat, wie überhaupt die ganze Ceremonie eher an die altgriechischen Hekatomben als an etwas Christliches erinnert. Einen Tag vor den Opfern schneiden die jungen Dorfbewohner von den eben spriessenden Bäumen frische, zweiastige Zweige ab, welche abgeschält und, die beiden Aeste ineinander geflochten (siehe Fig. 110), in das Blut der Opferthiere hineingetaucht werden. Durch diese Operation sollen die Zweige eine grosse talismanische Macht erlangen; jeder derselben wird in ein grünes Saatfeld eingepflanzt und gelten dieselben dort zur Abwehr jedes dem Gedeihen der Aussaat schädlichen Einflusses, so der trockenen Witterung, der Erscheinung einer grossen Anzahl

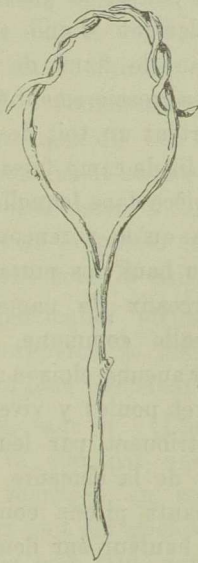


Fig. 110. Armenischer Osterzweig.

von Mäusen, Heuschrecken und sonstiger Landplagen. Denn die Bewohner glauben, diese schädlichen Einflüsse werden von dem über ihre schlechten Handlungen erzürnten Gotte gesandt und man versucht, sie mit Opfern und Gebeten, mit Fasten und Beschwörungen abzuwenden.

Im Jahre 1885 wurde durch ungeheure Schaaren von Mäusen das Land verwüstet, welche, wie ich als Zuschauer öfters mit Entsetzen und Verwunderung betrachtete, in der Nacht von ihren Löchern herauskamen und, ähnlich den fleissigsten Schnittern, nur in üblem Sinne, in einigen Stunden ein grosses Feld vollkommen kahl machten; man hörte fortwährend blos ein Knistern und ein unheimliches Geräusch und sah, wie die Bestien bis zu den Halmen hinaufsprangen, im Nu dieselben zerbissen und das Erbeutete

in ihre Nester zum Fressen für den nächsten Tag hineinschleppten. Bei dieser entsetzlichen Plage that der Bauer ausser seinen religiösen und abergläubischen Verrichtungen nichts Vernünftiges, um seinen Mundvorrath dem Feinde streitig zu machen. Ebenso wenig wollte man im vorigen und vorvorigen Jahre etwas thun, um die noch entsetzlicheren Heuschreckenmassen zu vernichten, welche (man weiss bis jetzt noch nicht gewiss, woher sie kamen) die grünen Felder in kürzester Zeit in dürre Wüsten verwandelten, allüberall Eier legend; im nächsten Jahre waren sie verschwunden. Da aber ging zum Glück die Regierung etwas energischer vor, indem sie jedem Bauer auferlegte, binnen einer bestimmten Frist ein gewisses Quantum Heuschreckeneier der in den von den Heuschrecken heimgesuchten Districten gebildeten Commission vorzulegen. Die Quantitäten der gesammelten Eier beliefen sich auf über hunderttausend Puds und nunmehr beginnt der Bauer einzusehen, dass man gegen solche Schädlinge activ einschreiten muss, während man sie früher sogar fütterte. Man kochte Milchspeisen und dieselben am Rande der Felder vertheilend, glaubte man, diese dadurch schützen zu können, oder man verstreute Brotstücke im Felde etc.

Die obige Sitte, Aeste in's Opferblut zu tauchen, soll auch bei den Letten vorkommen, wie mir ein lettischer Commilitone in Dorpat erzählte; aber leider habe ich die Details seiner Erzählung vergessen.

Kehren wir wiederum zur Besprechung des Herdes zurück, so sehen wir, dass auch der Priester seine Gemeinde nach Rauchen zählt, armenisch Cux ($\delta u \xi$) genannt, und es ist nicht uninteressant, zu wissen, dass der Ausdruck Cux in der Bedeutung „Familie“ ausschliesslich in diesem mit dem religiösen Cultus zusammenhängenden Usus vorkommt. Wenn man wissen will, ob ein Priester in materieller Hinsicht gut oder schlecht gestellt ist, so fragt man nach der Anzahl der ihm gehörenden Cuxe. „Jener Priester hat so und so viele Cuxe“ ($այն քահանայն այսքան ծուխներ$), bedeutet den Grad seines Wohlstandes. In einem und demselben Dorfe können zwei Priester ganz ungleich grosse Gemeinden haben, da jeder Priester, ehe er seine priesterliche Weihe von dem Bischofe erlangt, die Zustimmung so und so vieler Familien erhalten muss, über die er später sein Amt zu vollziehen hat; auf diese Weise ist der Priester vorläufig nur auf jene Familien angewiesen, bis er später durch seine Tüchtigkeit mehr erlangt oder auch von den vorhandenen verliert.

Sobald der Frühling herannaht, übersiedeln die Menschen aus dem Gharadam in den Srah über, denn man weilt im Allgemeinen sehr ungern unter dem Dache. Die Ursache ist leicht erklärlich. Die drückende, ungesunde Atmosphäre in dem Hause, die primitive Einrichtung des Herdes, die nicht so viele Vortheile als Nachtheile hat, und manches Andere verleidet ihnen das Verweilen unter dem Dache. Bei jedem wenn auch noch so geringen Windstosse füllt sich das Haus mit unerträglichen Rauchwolken, wobei den Sitzenden das Athmen schwer, ja unmöglich wird, die Augen sich mit Thränen füllen und sie gezwungen sind, entweder sich auf den Bauch zu Boden zu legen oder in die kalte Luft hinauszugehen oder die Thüre zu öffnen. Dazu kommt noch, dass der Herd sehr wenig und im Ganzen beständig abwechselnde Wärme darbietet. Auf ihn werden fortwährend grosse, ungeheure Baumstämme und Balken quer aufeinandergelegt, welche der Bauer, aus dem Walde kommend, auf seinen kräftigen Schultern herbeischafft oder auf dem Rücken seiner Lastthiere bringt. Eine Zeit lang zischen und lärmten sie, bis sie, gründlich erhitzt, selbst Feuer fangen. Dann gewährt solch ein brennender Herd einen schönen Anblick; man glaubt sich einen Augenblick in einen Urwald versetzt, in einen Kreis von Menschen, an welche sich die Civilisation noch nicht herangewagt hat. Sobald aber das Lodern aufhört, fühlt man auch sogleich die Wirkung der Kälte, denn das Haus ist gewaltig gross (unter manchem Dache schlafen im Winter mehr als 15—20 Menschen); es ist vor beständigem Luftzuge durch nichts geschützt und trotzdem das Feuer vom frühen Morgen bis zur Nachtzeit unterhalten wird, verspürt man keine ordentliche, genügende Temperaturerhöhung.

Vor dem Schlafengehen muss die Hausfrau die noch nicht verbrannten Holzstummel sorgfältig mit heisser Asche verdecken, damit für den nächsten Tag das Feuer aufbewahrt bleibt¹⁾. In der Nacht werden auch die beiden Dachfenster zugedeckt.

¹⁾ Bei Dr. E. MERINGER lesen wir a. a. O., S. 151, Folgendes: „Agni wird parivita umhüllt genannt“, z. B. IV, 3, 2. (Vgl. GRASSMANN, a. a. O.: vyā [Sp. 1360]). „Dabei ist gewiss nur an die umhüllenden Rauchwolken gedacht, nicht an irgend eine Herdeinrichtung.“ Dem gegenüber, glaube ich, wird man das Beiwort des Agni viel einfacher und naturgemässer erklären können, wenn man die armenische Sitte in Betracht zieht. Es hatten eben die indischen Hausfrauen, wie jetzt die armenischen, dafür Sorge zu tragen, dass das Feuer während der Nachtzeit und auch am Tage nicht ausginge, und sie umhüllten jedesmal, wenn das Feuer nicht

Aus einer sehr anschaulichen Schilderung des bereits mehrmals erwähnten COMTE CHOLET, die ich hier dem Wortlaute nach anführen möchte, können wir ersehen, dass die Herdeinrichtung und die Art der Heizung der Wohnräume bei den Armeniern und Kurden in der Türkei von dem von mir beschriebenen nicht viel verschieden ist, obgleich in dem von COMTE CHOLET geschilderten Vilajet Erzegian in Ermangelung des Holzes Kuhmist gebrannt wird und auch die Hauseinrichtung etwas verschieden ist von der, die wir oben kennen lernten.

„Combien étaient¹⁾ fastuteuses les misérables habitations du Nord de l'Anatolie et de l'Arménie comparées aux pauvres maisonnettes dans lesquelles nous logeons maintenant! Quelquefois construites en pierres réunies par de la glaise elles se composent plus généralement d'une excavation creusée dans le sol ou dans le flanc de la montagne; de forts troncs d'arbres grossièrement équarris forment la muraille et supportent un toit de terre et de branches; un large lit de camp faisant presque tout le tour de l'unique pièce dans laquelle on puisse habiter et le seul meuble qu'on y rencontre et les petites fenêtres percées au haut des murs ne sont fermées que par des morceaux de papier huilé. L'écurie, attenante à la salle commune, n'en est le plus souvent séparé par aucune cloison: chevaux, vaches, moutons, chèvres et poules y vivent dans une douce familiarité et contribuent par leur présence à réchauffer l'intérieur de la demeure. A la porte même se dressent de hauts pitons coniques, de trois à quatre mètres de hauteur sur deux mètres à deux mètres cinquante de diamètre à la base, complètement recouvert de neige; on y distingue seulement au niveau du sol une petite ouverture dans laquelle on ne peut s'engager qu'en rampant. De temps à autre on voit les habitants entrer dans cette construction bizarre et en ressortir quelques instants après tenant à la main d'énormes morceaux d'une couleur noirâtre qu'ils jettent dans le feu et qui n'y brûlent que lentement en produisant une épaisse fumée d'une odeur particulièrement nauséabonde. C'est le tézek, seul combustible qu'on puisse trouver dans toute la région et exclusivement composé de bouse de vache, ramassée, pendant l'été, par les jeunes filles et femmes kurdes ou arméniennes, pétrie

mehr brannte, den Agni in der oben beschriebenen Weise mit glühender Asche, daher der Beiname.

¹⁾ Le COMTE DE CHOLET, Arménie, Kurdistan et Mésopotamie, S. 194.

par elles en forme de briquettes, puis séchée ou soleil et finalement entassée en pyramides coniques afin de pouvoir mieux résister aux basses températures habituelles sur ces hautes montagnes. Le croûte extérieure se congèle et durcit aux premiers froids, puis se recouvre de neige et l'intérieur reste toujours assez friable pour pouvoir facilement se débiter avec un petit outil et fournir pendant l'hiver toute la quantité nécessaire à la préparation des aliments. Je borne là expressément le rôle utile du tézek, car, malgré les énormes quantités que nous en faisons, brûler dans les cheminées, nous n'avons jamais pu amener dans les maisons que nous habitons une température normale pendant la journée. Ce n'était que la nuit, lorsque toutes les ouvertures étaient soigneusement closes et que nos chevaux nous faisaient participer à leurs effluves calorifiques, malheureusement fort odorantes, que nous pouvions enlever nos chauds, vêtements pour nous délasser quelque peu et désengourdir nos membres.

Ces cônes généralement beaucoup plus élevés que les maisons enfouies dans la terre, sont un des rares signes auxquels on puisse de loin reconnaître, les villages ensevelis sous la neige.

Leur aspect particulier attire l'oeil et permet ensuite avec la lorgnette de distinguer, non sans difficulté, les habitations avoisinantes.“

Weiter, S. 204, sagt er: „Chaque demeure est éclairée pendant le jour par une sorte de fenêtre ronde ou ovale, ménagée au sommet du toit et bouchée pendant la nuit par quelque grosse pierre ou par un morceau de bois taillé tout exprès.“ Dieses Oberlicht hat seine Unbequemlichkeit insoferne, als nicht einmal die unmittelbare Nähe des Herdes ordentlich beleuchtet wird; bei heftigem Regen und Schneegestöber ist man genöthigt, entweder die Oeffnung zuzudecken, folglich im Dunklen zu sitzen, oder die kalten Tropfen auf sich fallen zu lassen. Indess scheint diese schwache Beleuchtung beabsichtigt zu sein.

* * *

Bei den Orientalen ist bekanntlich die Stellung der Frauen eine inferiore, untergeordnete, und wenn auch die Armenierinnen, Dank dem Einflusse der christlichen Religion, eine verhältnissmässig viel höhere und bessere Stellung in der Familie einnehmen als ihre mohammedanischen Nachbarinnen, so sind sie doch im Grossen und Ganzen verurtheilt, ein zurückgezogenes Leben zu führen, obwohl, wie

aus der Schilderung des Hauses ersichtlich, für sie keine besonderen Frauengemächer existiren; sie müssen sich namentlich bei Anwesenheit fremder Besuche in einem Winkel des Hauses aufhalten, wo ewige Dunkelheit herrscht und das ungewohnte Auge sie nicht wahrnehmen kann. Der dunkle Winkel (*ayne dawlu*) ist gewissermassen bei unseren Bauern das Frauengemach der Mohammedaner. Ebenso muss auch im ganzen Hause eine feste und dauernde Ordnung in Betreff der Sitzplätze der Hausgenossen und der Gäste herrschen.

Den besten Platz beim Herde, d. h. denjenigen, welcher von den Passanten am wenigsten benützt wird und der vom Luftzuge verhältnissmässig frei ist, nimmt der Aelteste des Hauses ein, neben ihm der geehrte Gast. Die jüngeren Mitglieder der Familie und die Knechte, welche letztere als beinahe vollberechtigte Familienmitglieder angesehen werden, essen mit den Herren zusammen und werden überhaupt durch nichts an ihre inferiore Lage erinnert¹⁾; sie finden ihren Platz in der Nähe des Einganges und müssen bereit sein, jeden Augenblick ein- und auszugehen; schliesslich sitzen die weiblichen Personen, wenn keine Gäste anwesend sind, an der dem genannten Winkel am nächsten liegenden Stelle, wobei bemerkt werden muss, dass nur die älteren Frauen, das Gesicht zum Feuer gekehrt, sitzen dürfen, die jungen Frauen nicht, wenn der alte Schwiegervater oder die älteren Schwäger zu Hause sind. Bei der Mahlzeit wendet auch die ältere Frau ihr Gesicht zu den jüngeren, welche auf diese Weise einen Kreis, getrennt von den Männern, bilden, ihre Rücken diesen zugekehrt. Die Männer essen gerade so, wie sie sitzen, rund um den Herd. Wenn Gäste da sind, so müssen die Frauen warten und sich mit den Resten des Mahles begnügen; es wäre die grösste Schande, die Gäste nicht versorgt zum Essen niedersetzen zu lassen.

Ein schwaches Licht in irdenen Lampen, deren Form wir in Fig. 111 u. 112 sehen, verbreitet in der Abenddunkelheit einen eigenthümlichen matten Schimmer über die beiden getrennt sitzenden Gesellschaften. Als Brennmaterial gebraucht man bis jetzt noch entweder selbsterzeugtes Kornöl oder rohes, schwarzes Petroleum; Kerosinlampen finden langsam Verbreitung.

¹⁾ So z. B. ist es Pflicht der jungen Frauen und Mädchen, das zum Waschen oder Trinken nöthige Wasser zu holen; selbst der Knecht rührt sich nicht von seinem Sitze und lässt sich solches von ihnen besorgen.

Die kleinen Lämpchen werden auf hohe, hölzerne Lichtgestelle (Fig. 113) aufgestellt, *Črk'akal* *հրակալ*, eine Composition, bestehend aus *հրաք*, allgemein armenisch *հրաք*, welches wahrscheinlich aus dem tatarischen *چارع* entlehnt ist und *կալ* (halten [beides



Fig. 111. Lampe aus Thon.

= Lichthalter]), welche in der Regel mehrere Stufen haben, so dass die Lämpchen höher und niedriger aufgestellt werden können. Die in der Fig. 114 abgebildete Lampe dient nur dazu, um in den Kirchen



Fig. 112. Lampe aus Thon.

oder in Capellen berühmter Heiliger mit Oel gefüllt, zugleich von vier oder noch mehr Seiten angezündet zu werden.

Wie beim Sitzen und Essen, beachtet man auch beim Schlafen dieselbe Ordnung, und wie man auf

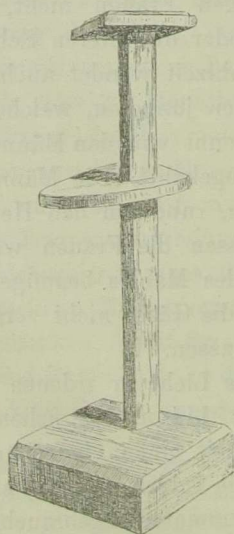


Fig. 113. Lampengestell aus Holz.

dem Boden sitzt und isst, ebenso schläft man auf demselben, denn in keinem Gharadam habe ich je ein hölzernes Bett gesehen, während wir solche im Srah antreffen werden. Um ein klares Bild von der besagten Ordnung geben zu können, werde ich hier

im Grundrisse die Anordnung des Hauses anführen. (Siehe Fig. 115.)

Im Mittelpunkte befindet sich der Herd; die punktirte Linie zeigt die Zwischenwand an; sie schützt die unter ihr Sitzenden vor dem Zugwind, ausserdem dient sie für die älteren Herren, welche bei *aa* sitzen, als Lehne, und die, wenn das Feuer ordentlich brennt, sich vom Herde zurückziehen und, auf Kissen gestützt, die Rücken der Bretterwand zukehren. *bb* ist die Stelle für die Knechte oder jüngeren Hausgenossen, *cc* die der Frauen.

Im Frühling gebraucht man das Haus in den Gegenden, wo Seidenraupenzucht getrieben wird,

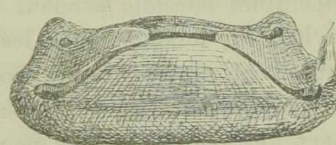


Fig. 114. Küchenlampe aus Thon.

zur Aufnahme der Brut der Raupen, sonst bleibt es recht lange ganz leer. Man geht während der Zeit recht ungern und geradezu mit Angstgefühl in dasselbe hinein. Nach dem Volksglauben weichen die guten Hausgeister ebenso wie die Menschen aus dem Hause und drinnen wohnen böse Geister; wenn ein-

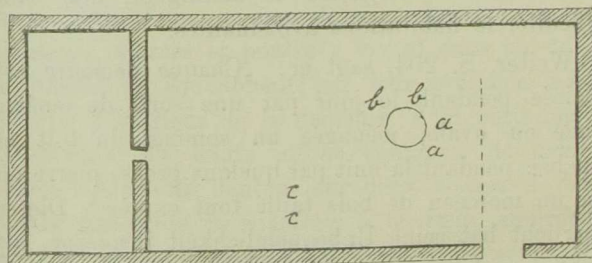


Fig. 115. Grundriss eines armenischen Bauernhauses mit Angabe der gewöhnlichen Sitzordnung.

mal eine abergläubische und ängstliche Person hineingehen muss, macht sie recht häufig auf ihrem Antlitze das Zeichen des Kreuzes, um die bösen Geister von sich fernzuhalten.

Auch wird um diese Zeit das ganze Haus innen sowie aussen renovirt, was mitunter sehr nöthig ist, namentlich was das Innere betrifft. Die Wände werden im Winter vom Rauche schwarz, in Ecken und auf den Balken hängen ganz beträchtliche Mengen vom Russ getränkte Spinnweben; dieses wird nun Alles gründlich heruntergefegt und eine ordentliche Hausfrau nimmt sich sogar die Mühe, die Balken etwas zu waschen; darauf werden alle Wände mit weisser Erde oder, in Ermangelung einer solchen,

mit Kalkasche mehrmals übertüncht, bis jede Spur des Rauches verschwindet. Am sorgfältigsten wird der Fussboden hergerichtet; man nimmt dazu guten, festen Thon, durchmischt ihn mit Spreu und menschlichem Haupthaar und überzieht die Oberfläche des Bodens ganz mit dieser Masse. Es ist ein bequemes und leichtes Mittel gegen den sonst unerträglichen Staub. Diese einmalige Befestigung hält ganz gut ein Jahr lang aus; die abgetretenen Stellen des Bodens werden auch im Winter reparirt, während man für die Wände nichts thut. Man geht sogar so weit, den Boden mit einer Ornamentik aus Linien oder verschiedenen Figuren zu schmücken; dies habe ich im Dorfe Meghri gesehen.

Wir haben schon gesagt, dass der Srah (*срш*) weiter nichts als ein Sommerhaus ist. Hier wohnen die Menschen und Thiere während der ganzen Sommerszeit und auch während des grössten Theiles des Frühlings und Herbstes hindurch. Die Uebersiedlung dauert

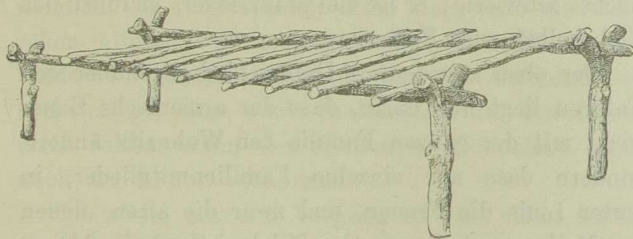


Fig. 116. Bettgestell aus Holz.

in nicht wenigen Fällen bis zum ersten Schneefalle, dann erst entschliesst man sich dazu, das Haus zu beziehen. Wie langsam jede Neuerung bei einem primitiven Volke Eingang findet, kann man vielleicht unter Anderem auch aus Folgendem ersehen: Obwohl die Verwendung von hölzernen Betten bei unserem Bauer wahrscheinlich schon längst gebräuchlich ist, so entschliesst er sich dennoch nicht leicht, ein solches in das Haus hineinzunehmen, sondern lässt es in dem Srah liegen, wo fast in jedem Hause hölzerne Betten anzutreffen sind; da sie aber recht primitiv und plump sind und grossen Raum einnehmen, so hat auch im Srah selbst nicht jede Person ein Bett, sondern nur die bevorzugten Familienmitglieder und die Gäste erlauben sich die Bequemlichkeit, auf ihnen zu schlafen.

Die Abbildungen (Fig. 116 u. 117) zeigen uns zwei Exemplare solcher Betten in einfacherer und etwas kunstvollerer Form. Das erstere ist unbeweglich ein- für allemal an seinem Platze befestigt und besteht aus vier Pfählen, die roh aus Bäumen ge-

schnitten und oben mit gabelförmigen Enden versehen sind; man legt über diese zwei parallele Geländer und über diese dünnere, in der Quere dicht aneinandergereihte Stangen und nun ist das Bett fertig.

Nicht allzu gross ist der Aufwand an Kunst bei dem zweiten Bette: die Pfähle und Stangen sind geglättet und das Ganze ist am Boden nicht festgemacht.

Es ist die Lage derjenigen Personen wirklich bedauerlich, die nicht einmal diese einfache und leicht zu beschaffende Bequemlichkeit sich zu verschaffen verstehen und auf dem Erdboden schlafen müssen, denn sie haben dabei viel zu leiden. Da sie in der Nachbarschaft der Thiere schlafen, so werden sie in der Nacht fortwährend von diesen beunruhigt, denn letztere gehen herum und wecken die Schlafenden durch Beschnüffeln. Uebrigens sind die Thiere so an die Nachbarschaft der Menschen gewöhnt, dass es so gut wie gar nicht vorkommt, dass sie einen Schlafenden

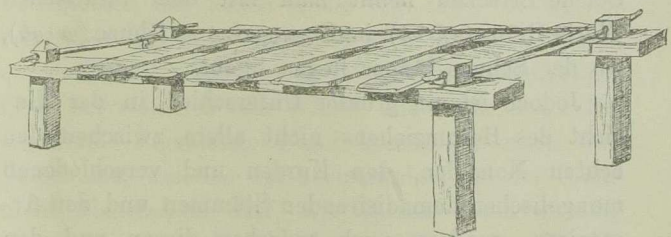


Fig. 117. Bettgestell aus Holz.

treten; dafür geschieht es aber öfters, dass ein Büffel irgend ein Kleidungsstück des sorglosen Schläfers langsam kauend hinunterschluckt. Wer sich von dieser Plage befreien will, der zieht es vor, auf dem Dache zu schlafen; aber auch dann ist seine Lage nicht beneidenswerth. Am Abend merkt man noch nichts von einem bevorstehenden Regen, aber die Winde jagen Regenwolken herbei und baden den harmlos Schlafenden wie eine Maus. In der Dunkelheit herumtappend, beladen mit ihren Bettzeugen, suchen diese Armen wieder unter dem Dache einen Zufluchtsort. Es versteht sich von selbst, dass sich zu all diesen Ergötzlichkeiten noch die Plage von Flöhen, Mücken etc. hinzugesellt; aber alles das sieht nur für einen Fremden so schlimm aus, der Einheimische ist derart an diese Dinge gewöhnt, dass er Einen auslachen würde, wenn man ihm diese Sachen vorhielte.

Nach dieser Schilderung des Bauernhauses im eigentlichen Dorfe und einiger Gebräuche wollen wir jetzt versuchen, auch etwas über den Aufenthalt des

Bauern in sommerlichen und winterlichen Plätzen hier anzuführen, welcher Wohnungswechsel als der letzte Ueberrest der ursprünglichen nomadischen Lebensweise anzusehen ist.

Der Armenier ist wohl keinem Nomadenvolke mehr zuzurechnen; schon seit Jahrtausenden ist er mit dem Boden fest verwachsen. Er ist unter allen jetzt in Kleinasien wohnenden asiatischen Völkern entschieden einer der besten und fleissigsten Ackerbauer, aber die Natur und die im ganzen Lande sehr niedrig stehende Cultur zwingt ihn doch sporadisch, der nomadischen Lebensweise factisch zugethan zu bleiben. Er zieht im Sommer auf die hohen Gebirge, um seine Hausthiere auf prächtigen Weideplätzen weiden zu lassen; im Winter wählt er aber eine tiefer liegende Gegend zum Aufenthaltsorte, einen Ort, in welchem grössere Strecken den intensiveren Sonnenstrahlen unterliegen und durchgängig während des kalten Winters vom Schnee meistens frei bleiben. Solche Strecken nennt man mit dem tatarischen Worte Güüne (*գիւնէ*), im Gegensatze zu Ghuze (*գիւզէ*), wo der Schnee länger liegen bleibt.

Jedoch ist ein grosser Unterschied in der Hinsicht des Herumziehens nicht allein zwischen den echten Nomaden, den Kurden und verschiedenen mongolischen nomadisirenden Stämmen und den Armeniern, sondern auch zwischen diesen und den anderen, factisch sesshaften eingewanderten turanischen Stämmen, den Tataren.

Wenn diese in die Berge ziehen (*սար գնալ*), so verlassen sie ihre Winterwohnungen, ihre besäeten Kornfelder und ihre Gärten vollständig und wandern Alle, Männer, Frauen und Kinder, sammt den Hühnern, Katzen, Rindvieh etc. dahin. Sie deponiren ihre auf den Bergen nicht zu gebrauchenden Hausgeräthe und ihren vom Winter übrig gebliebenen Mundvorrath bei den Armeniern. Auf den Bergen bleiben sie den ganzen Sommer über und nur die Männer müssen öfters den Weg nach dem Dorfe zurücklegen, um die gereiften Saaten einzusammeln. Unter solchen Umständen kann selbstverständlich von einer eigentlichen Landwirtschaft keine Rede sein; aber der reiche, fruchtbare Boden gibt diesen Nomaden auch bei so geringer Arbeit Früchte genug für ihre geringen Bedürfnisse.

Anders ist das Zuberziehen (*սար գնալ*) und der Zug nach den wärmeren Gegenden (*արան գնալ*) bei dem Armenier. Die Hauptgründe seines Herumziehens sind der Futtermangel, die Art seiner Wirthschaft und schliesslich die schlechten Communicationsverhältnisse.

Einzelne Gehöfte kennt man in Armenien so gut wie gar nicht. Die Bauern wohnen beisammen in grossen Dörfern gruppirt. Die Bewohnerzahl solcher Dörfer ist verschieden; manche von ihnen enthalten mehrere Hundert Familien und die Familie darf man durchschnittlich nicht unter zehn Köpfe zählen. Dem entsprechend ist auch der Umfang ihrer Besitzungen und die Ausdehnung derselben sehr gross. Es ist gewiss keine Uebertreibung, wenn ich sage, dass man, um von einem Endpunkte der Besitzungen eines solchen Dorfes bis zum anderen zu gelangen, manchemal mehr als eine Tagereise braucht. Das Dorf liegt gewöhnlich in der Mitte der Besitzungen. Die nach dem Gebirge führende Grenze ist der Sommeraufenthaltsort (*սար*), die nach dem entgegengesetzten Punkte der Winteraufenthalt. In allen drei Theilen hat der armenische Bauer Saatfelder und Weideplätze. Heu und Stroh aus diesen weiten Strecken mit seinen primitiven Hilfsmitteln zusammenzubringen, wäre höchst schwierig; er ist viel praktischer, er führt das Vieh selbst zum Futter.

Der oben angedeutete Unterschied gegenüber den Tataren liegt nun darin, dass der armenische Bauer nicht mit der ganzen Familie den Wohnsitz ändert, sondern dass nur einzelne Familienmitglieder, in erster Linie die Frauen, und zwar die alten, denen das Melken und die sonstige Milchwirthschaft obliegt, mit dem Vieh nach den Weideplätzen gehen. Die jungen Frauen bleiben zurück, um ihren Männern bei der Feldarbeit behilflich zu sein.

Für den Sommer bedarf man keiner besonderen Schutzmittel; ein leichtes Zelt schützt hinlänglich vor Regen, aber auch nur vor diesem die Bewohner und die angesammelten Vorräthe. Ueber den Bau eines armenischen Zeltes wäre nicht viel zu sagen. Man wählt eine runde Fläche, reinigt sie vom Grase, macht um diesen Kreis einen leichten Graben, damit das Regenwasser nicht in den Wohnraum eindringt, gräbt rundherum lange, dünne Stäbe ein, bindet die nach innen gebogenen Spitzen derselben mit Baumrinde aneinander und bedeckt schliesslich dieses Gerüst in der Weise, dass man am Boden um die Stäbe ein etwas über einen Meter hohes, aus Schilfrohr gemachtes Flechtwerk herumzieht, über das ganze Gerüst aber ein grosses Filztuch ausbreitet.

Unter diesem Zelte wohnen Menschen und die kleinen Kuh- und Büffelkälber, manchemal auch Zicklein und Lämmer.

Anders ist es im Winteraufenthaltsorte; auch dort müssen alle Thiere unter dem Dache vor der

Kälte Schutz finden. Das zu diesem Zwecke gebaute Winterhaus, im Armenischen schlechthin Gom, dialektisch Kjum (*կյւմ*), genannt, das Wort für „Stall“, glaube ich, ist geeignet, wegen seiner möglichst einfachen Construction besonderes Interesse zu erwecken.

Es ist ein länglicher Bau mit zwei Säulen in der Mittellinie des Längendurchschnittes; die Länge variiert je nach dem Viehbesitzstande des Bauers. Es unterscheidet sich von dem gewöhnlichen Stalle bei dem Gharadam bloß dadurch, dass in ihm die eine Ecke bei der Thüre als Wohnraum für die Menschen bestimmt ist. Menschen und Thiere gehen durch ein und dieselbe Thüre hinein. Die Trennung geschieht durch eine niedrige, von Flechtwerk hergestellte Umzäunung. Dicht an der meistens nach Süden gerichteten Aussenwand ist die Herdstelle und über derselben ein kleines Licht- und Rauchloch. Ich möchte hier eine Vermuthung nicht unterdrücken, nämlich, ob nicht speciell diese Herdstelle die Menschen allmählig dazu geführt hat, den Kamin zu entdecken, namentlich wenn man den Umstand berücksichtigt, dass auch thatsächlich in den Goms nicht selten neben der erwähnten Feuerstelle auch noch der Kamin vorkommt.

Ich stelle mir den Vorgang so vor: Man schob das Feuer ganz nahe an die Wand und dann liess man, durch einen Zufall belehrt oder einen Einfall geleitet, den Rauch nicht durch das Dachloch hinaus-treten, sondern durch die Wand selbst, wodurch man nicht allein von dem durch die Dachöffnung hereinrinnenden Schneewasser, sondern auch vom Rauche selbst befreit wurde; denn das Wandrohr zieht denselben besser hinaus und verursacht sehr selten Dunst.

Eine andere Eigenthümlichkeit des Goms ist, dass er fast in die Erde hineingebaut ist; wenigstens ist dies bei den von mir gesehenen der Fall. Eine hintere Wand existirt niemals; an ihrer Stelle fungirt der ausgehöhlte Boden, ebenso sind die Seitenwände nur zum Theile aufgeführt; vollständig tritt nur die Frontwand hervor. Diese Bauart ist leicht erklärlich. Die alltägliche Erfahrung hat den Menschen dahin gebracht, gewissermassen unter der Erde sein Winterhaus zu bauen, um gegen die Kälte besser Schutz zu finden, denn eine andere Erklärung (etwa die: der Mensch habe dem Bauen von Mauern aus dem Wege gehen wollen) kann nicht zutreffend sein, wenn man in Betracht zieht, um wie viel leichter diese Arbeit wäre im Verhältnisse zu der grossen Anstrengung,

die er machen muss, um so grosse Quantitäten von Erde abzutragen. Wir werden auch bald bei der Besprechung eines anderen Baues die zweckmässige Anwendung dieser Bauart kennen lernen. Ebenso alt wie die Bezeichnung des Hauses scheint diejenige des Stalles zu sein, wenn die etymologische Erklärung des Wortes richtig ist. Es ist sicher eine hübsche Vermuthung (vergl. HÜBSCHMANN, a. a. O. Nr. 73), das Wort Gom (*գոմ*) zu dem Verbum gom, ich bin, existire, in Beziehung zu stellen, wonach dann das Wort zu vergleichen wäre mit den Sanskrit-Worten: vāstu (Stätte, Haus), vasa-ti (übernachten, Aufenthalt, Nest, Wohnung), vasa (dieselbe Bedeutung); althochdeutsch: wist (Aufenthalt, Wohnort).

Wir haben schon einmal bemerkt, dass man beim Herannahen an ein Dorf zuerst die etwas entfernt liegenden Futterbehälter (*խոզայր*) sieht. Diese sind die einzigen Bauten im Dorfe, welche schräge, mit Stroh gedeckte Dächer haben. Man baut sie unterhalb des Dreschortes, der Tenne (siehe Fig. 118), die im Armenischen Kal (*կալ*) genannt wird. Derselbe ist ein quadratischer oder etwas länglich-rechtwinkliger Bau, bei welchem alle Wände aus Stein sind. Die der Tenne zugekehrte Wand kommt gar nicht zum Vorschein, weil sie die horizontale Lage der Tenne nicht übersteigen darf, wir werden sehen warum; die anderen an diese sich anschliessenden Wände sieht man nur zum Theile, mit einem Worte, es ist mit Ausnahme des Daches ein Ebenbild des oben beschriebenen Gom. Die Giebel des Daches sind mit Flechtwerk bedeckt. Zwei parallele Balken vereinigen die beiden Längsmauern gerade in der Mitte, Čuxtak (*ճուխտակ*, d. h. doppelt) genannt. Zwischen diesen Balken, gerade in der Mitte, sind zwei (oder einer, ich erinnere mich nicht mehr genau) bis zum höchsten Giebel reichende Pfähle befestigt.

Den unteren Raum zwischen den vier Mauern füllt man mit Stroh, während auf den erwähnten Balken Heu aufgehäuft wird; die Pfähle sollen als Stütze dienen, damit das Heu nicht herabfällt. Das Heu wird, ebenso wie in Europa, im Freien aufbewahrt, aber nie auf der Erde, sondern auf Bäumen, und zwar in der Weise, dass man entweder einen doppelastigen Baum auswählt oder auch durch Einpflanzung eines langen Pfahles einen solchen herstellt, worauf dann das Heu aufgehäuft wird. Die Zweige werden oben gebunden, damit kein Zerbersten des Baumes eintreten kann. Geschälte Baumrinden schützen das Heu von oben vor den Einflüssen des Regens und Schnees.

In den Gegenden, wo die Anwendung des Wagens unbekannt ist und Alles auf dem Rücken entweder des Menschen selbst oder der Thiere herbeigeschafft wird, bindet man nicht nur alle Getreidearten in Garben (*hupā*) zum Zwecke des leichteren Transportes, sondern auch das Heu, welches aber nicht gebunden, sondern gedreht wird und wie ein Kringel aussieht.

Auch das Stroh hat in Folge der besonderen Dreschweise des Getreides eine wesentlich andere Form als in Europa. Wir unterscheiden zwei Arten von Stroh, das gedroschene, in ganz kleine Stücke

Kuhmist als Brennmaterial gebraucht wird, dort haben die Frauen die Pflicht, im Winter und Herbst jeden Morgen den feuchten Mist hieherzubringen und zum Trocknen auszubreiten. Es bildet sich mit der Zeit eine dicke Schicht, welche im Frühling in kleine Quadrate geschnitten wird; diese werden getrocknet und als Brennmaterial aufbewahrt. Man nennt es verschieden: K'ak'ur, Tezek (*բարբառ, տեղեղ*). Von diesen Benennungen ist die zweite kurdisch, die erste aber scheint mit dem Sanskrit-Worte: *çakṛt* (Mist) aus: *çékō cacare: lithauisch: *szikù szik-ti* (scheissen) *κάκη, κακάω* etc. zusammenzuhängen;

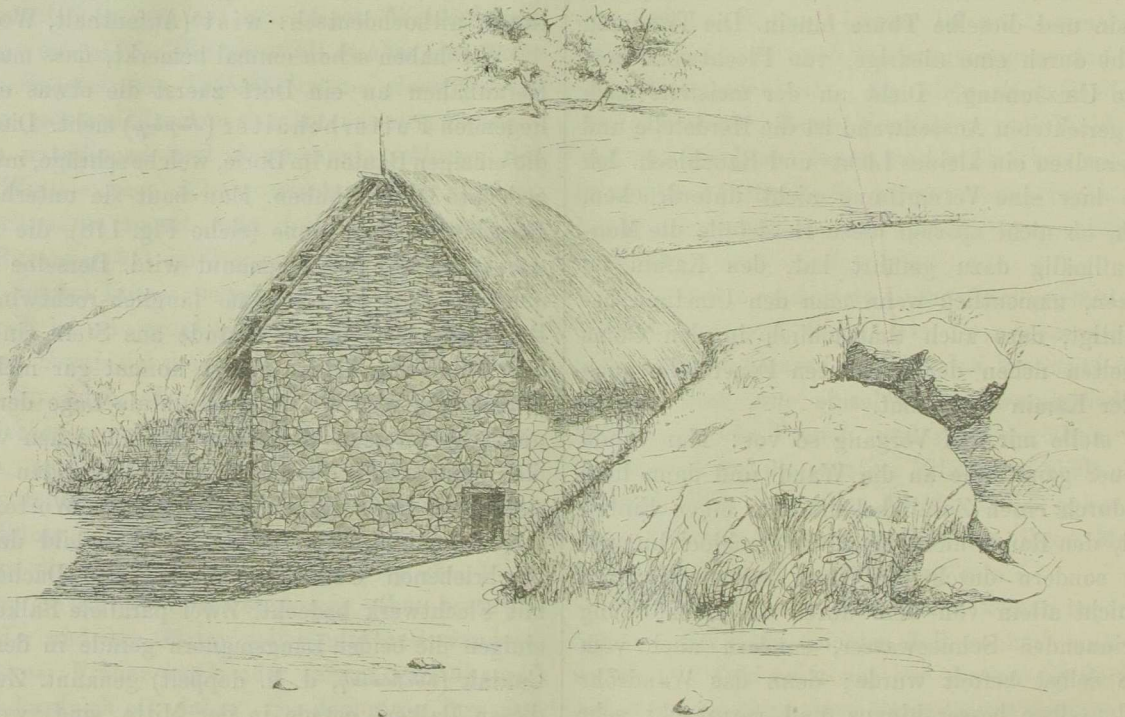


Fig. 118. Ein Strohbehälter, vorne die Tenne.

zerfallene Stroh (*qurpāwā*) und das rohe Stroh (*բլաշ*), welches nach dem Mähen der Spitzen des Getreides im Felde übrigbleibt und später vor dem Ackern desselben niedergebrannt wird, wodurch sehr häufig in den waldreichen Gegenden Waldbrände entstehen. Man kann nicht tief mähen, denn das Fortschleppen des Strohes wäre unmöglich.

Das Dreschen des Getreides ist so interessant, dass ich es nicht unerwähnt lassen möchte; namentlich von besonderer Bedeutung sind die dabei angewendeten Geräthschaften.

Vor dem Marak', der Thierfutterscheune, annähernd in der Grösse eines Circusstadions, befindet sich ein kreisrunder Platz, die Tenne. (Siehe Fig. 118.) Wo

es mag auch aus dem armenischen: *kak* (*բարբ* scheiss) hergeleitet sein.

Vor dem Dreschen wird die Tenne von den Ueberbleibseln dieses Heizmaterials, von Kraut, Wurzeln u. s. w. gründlich gereinigt und mit Wasser begossen, damit der beim Reinigen aufgewühlte Boden glatt und fest wird. Schon in feuchtem Zustande, meistens gleich am nächsten Tage nach der Begiessung beginnt man das Dreschen des Kornes, welches auf zweierlei Art stattfindet: durch Stampfen mittelst Pferden und Ochsen, welche letztere wie die Pferde an den Füßen mit Hufeisen beschlagen werden, und dann mittelst Dreschmaschinen. Das erstere kommt in Anwendung bei den Kornarten, deren Stroh nicht zer-

hackt werden soll, so bei Hülsenfrüchten, Erbsen etc., während mit Dreschmaschinen das Stroh gründlich zerhackt wird, um als Futter zu dienen.

Solcher Dreschmaschinen kennt man zwei, welche schon von Varro und Vergil erwähnt werden und höchst wahrscheinlich seit der Zeit gar keine Modification in ihrer Form erfahren haben; die eine nennt man armenisch Kam oder Kamr (*Կամ, Կամի*), die andere (*ճան ճան.*) Čarčar. J. DE MORGAN¹⁾ hat bei seinen Ausgrabungen in Akthala zwei solche Kams gefunden; das eine, welches er uns in einer Abbildung vorführt, war vollständig erhalten; MORGAN fügte die geläufigen Namen bei allen asiatischen Völkern hinzu, bei denen das Geräth ohne Unterschied in Gebrauch steht²⁾.

Das erste Instrument besteht aus zwei ziemlich breiten Brettern, auf deren unteren dem Boden zugekehrten Seiten scharfkantige, harte Steine befestigt sind (Fig. 119), welche beim Ziehen der Ma-

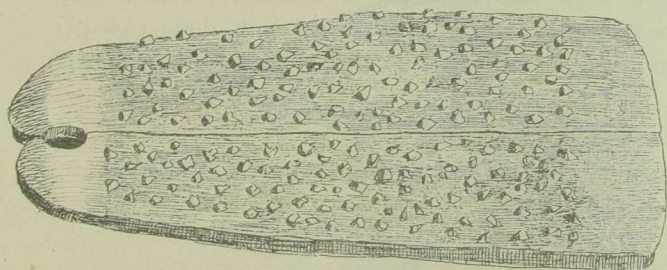


Fig. 119. „Kam“, Dreschmaschine, untere Fläche.

schine die Strohmasse in kleine Stücke zerschneiden; auf den oberen Seiten aber sind, nahe den Enden, je zwei dünne Bretter angebracht (Fig. 120), damit die darauf stehenden oder sitzenden Personen nicht vor- oder rückwärts gleiten können. (Man hat mit Recht die römische Trahea, welche Varro: *De re rustica liber I, cap. 52*, in folgender Weise beschreibt: „*Id fit e tabula lapidibus aut ferro (mir unbekannt) ex asperata, quae imposito auriga aut pondere grandi trahitur jumentis junctis ut discutiat e spica grana,*“ mit dieser Maschine identificirt.

Die einfachere Form desselben Geräthes kommt bei den Grusiern vor, dessen Beschreibung bei

¹⁾ Mission scientifique au Caucase; études archéologiques et historiques. Paris 1889, S. 138.

²⁾ Türkisch heisst es saeban thaschi, tatarisch und persisch Wel, griechisch (im Kaukasus) τώχον; DE MORGAN nennt es grusisch Guthani, aber ich glaube fälschlich, denn Guthani ist die grosse auf zwei Rädern sich bewegende Pflugschar, die wir oben beschrieben; die richtige Bezeichnung wird wohl die von Dr. PARROT sein: Kh'awri.

PARROT (a. a. O., S. 61) lautet: „Man hat ein Brett aus einem Stück harten Holzes, 6 Fuss lang, an einem Ende 2 $\frac{1}{4}$ Fuss breit, am anderen zugespitzt, etwa 2 Zoll dick und mit der zugespitzten Hälfte aufwärts gebogen. Die obere Fläche hat von der Spitze aus eine Rippe über das ganze Brett und diese ist mit einer Oeffnung zum Durchziehen eines starken ledernen Strickes oder einer gedrehten Weide versehen, woran zwei Ochsen oder Büffel gespannt werden. Ein solcher Apparat heisst auf georgisch Kh'awri.“

Herr Custos HEGER zeigte mir später, als diese Arbeit schon fertig war, ein Brett einer solchen Maschine im naturhistorischen Hofmuseum, welches er selbst aus Ossetien¹⁾ mitgebracht hat.

Den zweiten Apparat habe ich selbst nie gesehen; er kommt im Gouvernement Erivan und anderwärts vor und war den Römern ebenso wie die Trahea bekannt, wie aus dem Verse Vergil's (Georgicon,

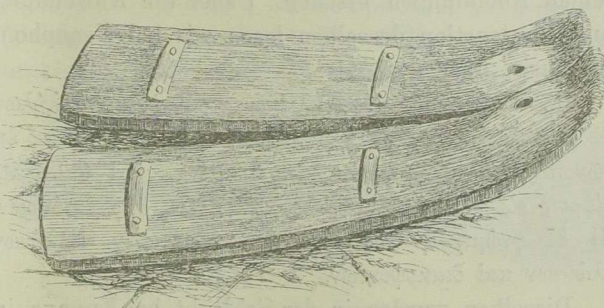


Fig. 120. „Kam“, Dreschmaschine, von oben gesehen.

liber I, v. 164) ersichtlich: *Tribulaque trahea-que et iniquo pondere rostri*²⁾.

Ich führe hier eine Beschreibung des Apparates nach dem Wortlaute in der armenischen Zeitschrift „Bazmavep“ an (herausgegeben von den Mitgliedern der Mechitaristen - Congregation in Venedig); die

¹⁾ Das Stück stammt aus dem südlichen Ossetien und wurde von mir in dem an der oberen Liachwa gelegenen Orte Chwze acquirirt. F. Heger.

²⁾ Der Herausgeber Vergil's, ALBERTUS FORBIGER (Lipsiae 1873) erklärt die Worte so: „*Tribulum et trahea instrumenta erant, quae frumentis terendis insaniebant (Dreschmaschinen); et tribulum quidem, tribolon (der Dreschwagen), quem Coningtone testo Italia etiamnum trabbio et Hispani trillo vocant.*“ Dann wissen wir aus dem Commentar des Servius zu Plinius Nat. histor., liber XVIII, cap. 30, 72: „*Messis ipsa alibi tribulis in area, alibi equorum gressibus exteritur, alibi perticis flagellatur*“, dass dieses Instrument aus dem Orient durch die Vermittlung der Phöniker in Europa bekannt geworden war, wie aus den Worten: „*Omni parte dentatum et apud Afros maxime in usu fuisse quare etiam plostellum Phoenicum vocabatur*“ zu schliessen ist.

betreffende Stelle findet man im Märzhefte (1892, S. 111 f.): „Die ‚Čarčar‘ genannte Dreschmaschine ist ein zweiräderiger Wagen, dessen Räder aus je einem ganzen Stück Brett von 2 $\frac{1}{2}$ Zoll Durchmesser bestehen; auf seinen Achsen sind kleine, schaufelartige, scharfe Eisen angebracht, und zwar so, dass die scharfen Spitzen nach aussen laufen. Ein Paar Ochsen oder Pferde werden an diesem Gerüste angespannt. Beim Drehen der Achse zerschneiden die scharfen Spitzen das Stroh in kleine Stücke. Die Achsen sind selbstverständlich an den Rädern befestigt.“

Als ich diese Stelle las, fiel mir sogleich ein Vergleich zwischen diesem Apparat und dem *ἄρματα δρεπανηφόρα* bei Xenophon ein, welcher Wagen im Wesentlichen durch seine Construction als der eigentliche Vorläufer der jetzigen Dreschmaschinen gelten kann. Er diente ursprünglich zu Kriegszwecken und hatte deshalb spitzzulaufende Eisen, wie wir dies aus seinen Abbildungen ersehen. Ueber die Anwendung und Construction desselben lesen wir bei Xenophon, *Anabasis*, liber I, 8, 10:

Πρὸ δ' αὐτῶν ἄρματα διαλείποντα συγχὸν ἀπ' ἀλλήλων τὰ δὴ δρεπανηφόρα καλούμενα. Εἶχον δὲ τὰ δρέπανα ἐκ τῶν ἀξόνων εἰς πλάγιον ἀποτεταμένα, καὶ ὑπὸ τοῖς δίφροις εἰς γῆν βλέποντα, ὡς διακόπτειν, ὅτῳ ἐντύχοιεν. Ἡ δὲ γνώμη ἦν ὡς εἰς τὰς τάξεις τῶν Ἑλλήνων ἐλώντων καὶ διακοφόντων.

Dieselben wurden in der Schlacht bei Kunaxa in den vorderen Reihen der persischen Armee in der Zahl „καὶ ἄρματα δρεπανηφόρα ἑκατὸν καὶ πεντηκοντα“ aufgestellt, erfüllten aber ihren Zweck nicht¹⁾.

An diese beiden Apparate werden die genannten Zugthiere in der Regel paarweise, Pferde auch einzeln, zum Ziehen angespannt. Täglich drischt man mit ihnen 60—120 Garben, je nach der Anzahl der Gespanne. Angespannt werden die Thiere, wie überall, mit dem Joche, dessen Form ich der Vollständigkeit halber anführe (Fig. 121).

Es ist ein langes, ziemlich dickes Holzstück, in der Mitte oberhalb eine Vertiefung; hier setzt man das Krummholz ein. Auf beiden Seiten sind je zwei Löcher, durch welche die zwei gekrümmten Stäbe,

¹⁾ VOLLBRECHT gibt in seiner vortrefflichen Ausgabe von Xenophon's „Anabasis“ auf der III. Tafel drei Figuren (Nr. 33, 40 und 41) solcher Wagen. Nach ihm waren jene Sichelwagen zweirädrig und hatten weit auseinanderstehende Achsen. Der Sitz für den Wagenlenker war von Holz, thurmartig gebaut und reichte bis an die Ellenbogen. Die Wagenlenker waren ganz bepanzert, so dass nur die Augen frei blieben. Die Sichel hatten zwei Fuss Länge.

wie wir sie auf der Fig. 122 sehen, armenisch *Sami* (*սամի* Sing.), Plural *Samotik* (*սամտիկ*) genannt, hineingelassen werden, um dann unten mit einer Schnur (*սփեկաս*) am Halse des Ochsen festgebunden zu werden¹⁾. Die erhöhten Seiten der mitt-



Fig. 121. Das Joch.

leren Grube nennt man *B'ki* (*բեկի*). Die einfachste Art der Anspannung der Dreschmaschine ist eine an beiden Enden in je ein krummes Holz (Fig. 123), armenisch *Kerčan* genannt, auslaufende hölzerne Kette, deren Knoten wiederum aus Holz sind; aber

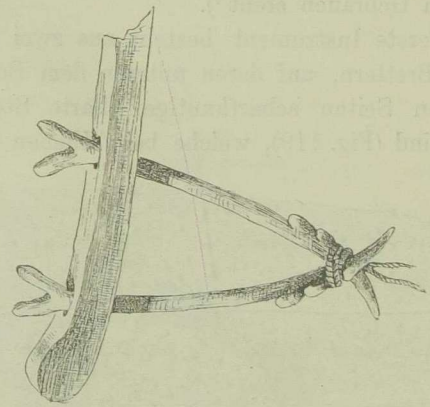


Fig. 122. Sami.

man gebraucht auch nicht selten als Bindemittel eine eiserne oder aus Leder gedrehte (*շղթայ, փող*) Kette.

Beim Dreschen sitzt man entweder oder, besser gesagt, man steht auf dem Kamme, einen Treibstock in

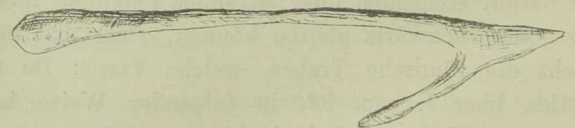


Fig. 123. Kerčan.

der Hand. Die Ochsen werden rasch unter Gesang und Ermunterungszurufen in dem beschriebenen Kreise,

¹⁾ Joch heisst armenisch *luc* (*լուծ*), welches Wort man schon längst mit dem griechischen *ζυγόν*, dem lateinischen *jugum*, dem gothischen *juk*, dem kirchenslavischen *igo*, dem lithauischen *jurgas* zusammengebracht hat, aber es bleibt das *l* unerklärlich. HÜBSCHMANN sagt (*Armenische Studien*, S. 33, Nr. 123): „Uebergang vom indogermanischen *y* in armenisches *e* liegt nur noch in *leard* (*լեարդ*) Leber vor, das aber vielleicht zu der Leber gehört. Das Armenische setzt eine Wurzel *yuğ* oder *luğ*, Sanskrit, Kirchenslavisch und Lithauisch eine Wurzel *yuğ* voraus.“

also in der Tenne, vorwärtsgetrieben; die scharfen Steine zerschneiden dabei das Stroh in kleine Stücke, jedoch geht das nicht so leicht. Vor Allem muss man eine gewisse Geschicklichkeit beim Sitzen auf dem Kamme haben, damit das Stroh sich nicht anstaut;

Zuletzt kommt das Sondern des Kornes vom Stroh. Mit einem Treiber, Mghan (Fig. 126), (*Մղան*, aus dem Verbum *Մղել*, treiben), sammelt man das mit Korn durchmischte Stroh in die Mitte der Tenne und macht dort in der Form einer länglichen Pyra-

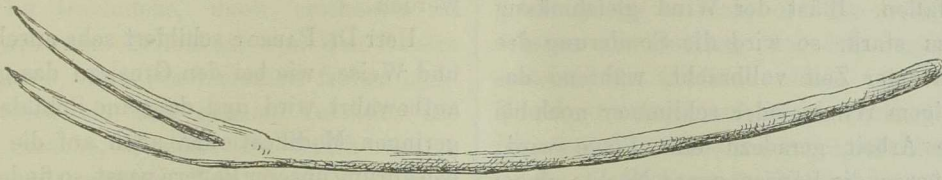


Fig. 124. Holzgabel zum Strohwenden.

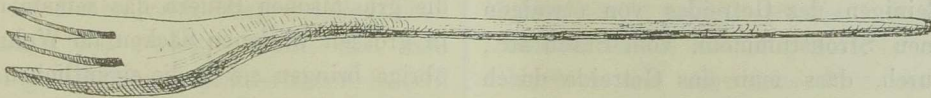


Fig. 125. K'emeli.

dann müssen immer wenigstens eine oder zwei Personen dabei sein, die mit einer Holzgabel (siehe Fig. 124) fortwährend die Strohmassen aufwühlen (*եղմել*) und die angestauten Massen ausglätten. Dieses Umwühlen (Jeghel, *եղել*) geschieht mehrere

mide einen Haufen; damit jedoch nichts übrig bleibt, fegt man die ganze Tenne gründlich mit einer Reisigfege, Cxavil (*Շխավիլ*), ein Compositum aus *ջավ*, *Շխ* (Reisig) und *վիլ* (Fege) (Fig. 127). Nach Sonnenuntergang, wenn ein gleichmässiger, leiser Wind, der

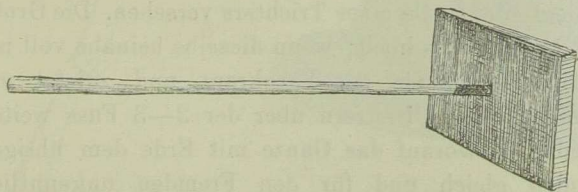


Fig. 126. Mghan.

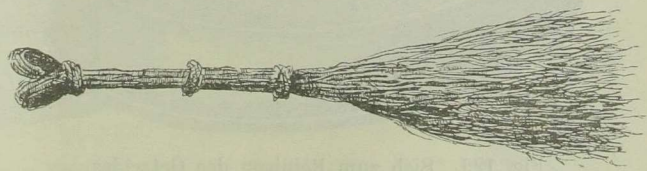


Fig. 127. Reisigfege.

Male. Zur Mittagszeit rastet man und lässt die Sonne trocknend auf das Stroh wirken und dann setzt man die unterbrochene Arbeit fort. Gegen Abend ist das Stroh bereits in kleine Stücke zerschnitten; man dreht das Ganze noch einmal um,

Zephyr¹⁾, zu blasen anfängt, dann nehmen Männer und Frauen das oben erwähnte Instrument (Fig. 125), das K'emeli²⁾ und die Schaufel (*թի*) (Fig. 128) in die Hände und werfen die angesammelte Masse im Bogen in die Luft hinauf. Auch bei dieser Hand-

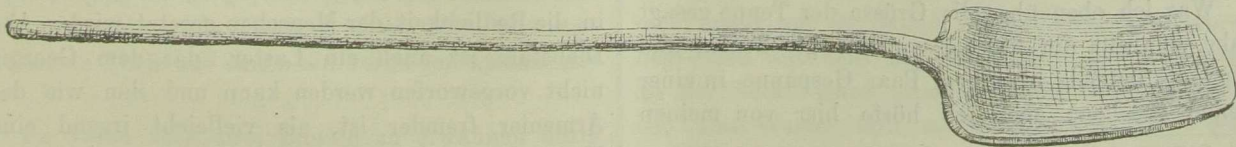


Fig. 128. Holzschaufel.

und zwar mit einem anderen Instrument, K'emeli (*քեմել*, Fig. 125), und schliesslich, wenn man sieht, dass das Stroh so weit ist, dass es leicht vom Winde fortgeblasen werden kann, so spannt man die Ochsen los und nun beginnt die eigentliche Arbeit der Menschen. Ich muss hier bemerken, dass die erste Arbeit zumeist den Frauen und Kindern obliegt, während die Männer das Korn schneiden, die Garben herbeischleppen und das Korn reinigen.

lung muss man eine gewisse Uebung und Geschicklichkeit besitzen; man darf das Stroh nicht zu hoch

¹⁾ Nach dem Tatarischen, auch bei den Armeniern im Dialekt Aiaz (*այազ*) genannt.

²⁾ K'emeli ist das Substantivum vom Verbum K'amel *քամել*, welches wiederum mit dem *քամ* (der Wind) zusammenhängt; K'amel heisst eigentlich: durchsickern, z. B. *ջուր քամել* (das Wasser her austreiben), aber man versteht dabei immer durch ein Medium. Man lässt das Stroh durch den Wind durchgehen, passiren.

werfen, damit nicht mit ihm auch die Körner vom Winde fortgetragen werden, und auch nicht allzu niedrig, weil sonst die Kraftanwendung ohne Erfolg bliebe. Das Stroh wird vom Winde fortgeblasen, während die Körner horizontal auf einen und denselben Platz fallen. Bläst der Wind gleichmässig und nicht allzu stark, so wird die Sonderung des Kornes in kürzester Zeit vollbracht, während dagegen bei widrigem Winde, oder schlimmer noch bei Windstille, die Arbeit geradezu eine Plage wird; manchemal müssen die Bauern ganze Nächte dabei wachen, das Erheben des Windes abwartend. Das schliessliche Reinigen des Getreides von etwaigen darin gebliebenen Strohstummeln, vom Staub etc., geschieht dadurch, dass man das Getreide durch zwei siebartige Geräthe (Fig. 129) durchlässt, zuerst durch eines mit grossen Löchern, Scharar¹⁾ genannt,

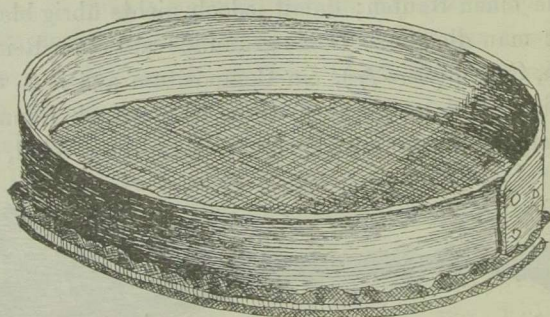


Fig. 129. Sieb zum Reinigen des Getreides.

und dann durch ein zweites mit kleinen Löchern, Cchachal genannt²⁾.

Das so gereinigte Getreide führt man, in Säcke gefüllt, nach Hause, während das Stroh in den Strohhälter hineingeschoben wird, gleichfalls mit dem Mghan.

Was ich oben über die Grösse der Tenne gesagt habe, das gilt nur für die von mir gesehenen, und ich habe niemals über drei Paar Gespanne in einer Tenne gesehen; aber ich hörte hier von meinen

¹⁾ Շարար; ich vermute, das Wort ist aus den Wörtern šut զուտ = rasch, schnell und arat արար, dem Aorist des Verbums անել (machen), zusammengesetzt, so dass das Ganze heissen würde: Schnellmacher; es passt diese Benennung auch ausgezeichnet auf die Function des Geräthes.

²⁾ Das Wort kommt bereits bei den armenischen Schriftstellern des V. Jahrhunderts nach Christi vor; so lesen wir bei EZNIK, in dem Werke: „Jeghds aghandotz“, d. h. Widerlegung der Secten, folgenden Satz: „Խնդրեաց սասանայ խարրալէլ զձեզ իբրեւ զցորեան“, „der Satan trachtete euch gleichsam Weizen durchzusieben“; hier ist Charbalel das Verbum des Substantivums խարրալ. Siehe EZNIK, die Ausgabe der Venetianer Mechitaristen vom Jahre 1826, S. 181).

Landsleuten aus der Türkei, so aus der Provinz Erzerum und dem Districte Alaschkart, dass dort die Tennen viel grösser seien, so dass nicht selten über zehn Paar Ochsen auf einmal angespannt und mehrere Hundert Garben mit einander gedroschen werden.

Herr Dr. PARROT schildert sehr anschaulich die Art und Weise, wie bei den Grusiern das gereinigte Korn aufbewahrt wird und da seine Schilderung mit sehr geringen Modificationen auch auf die Art der Aufbewahrung unserer Bauern passt, so finde ich es passend, hier seine Schilderung anzuführen. Nach ihm heben die grusinischen Bauern das reinste und beste Korn in grossen wollenen Säcken im Wohnhause auf, das übrige bringen sie in die eigentlichen Kornmagazine, welche zuckerhutförmig in die Erde gegraben, oft auch ausgemauert und mit Kalk beworfen sind. Der Boden, welcher etwa 6 Fuss im Durchmesser hat, wird mit einer Schichte grober Spreu bedeckt, die Wand mit grossem frischem Farnkraut belegt und das Korn unmittelbar von den Frachtwagen hineingeschüttet, wobei drei Filzdecken, auf den Rand der Oeffnung gelegt, die Stelle eines Trichters versehen. Die Grube ist etwa 8 Fuss hoch; wenn dieselbe beinahe voll ist, bedeckt man sie mit Farnkraut und zuletzt mit einigen dicken Brettern über der 2—3 Fuss weiten Oeffnung, worauf das Ganze mit Erde dem übrigen Boden gleich und für den Fremden unkenntlich gemacht wird, so dass man darüber weggehen und fahren kann, was diese Magazine, die meistens im offenen Hofraume angelegt sind, auch vor Diebstahl sichert, obgleich nicht zu verkennen ist, dass bei dieser Art und Weise des Aufbewahrens, verglichen damit, wie man im übrigen Europa die Kornvorräthe schützt, immerhin noch sehr viel Vertrauen in die Redlichkeit der Menschen gesetzt wird. „Aber Diebstahl ist auch ein Laster, das dem Georgier nicht vorgeworfen werden kann und ihm wie dem Armenier fremder ist, als vielleicht irgend einer Nation Europas.“ Die erwähnten Unterschiede liegen darin, dass zur Bedeckung der irdenen Wände nicht Farnkraut genommen wird, sondern in waldreichen Gegenden frisch belaubte junge Zweige, die in mehreren Schichten aufeinander an der Wand mit Hineintreibung in dieselbe mit krummen hölzernen Haken befestigt werden und senkrecht zu dem Boden der Grube zu stehen kommen, oder man nimmt, wo keine frischen Zweige zu haben sind, langes, mit den Wurzeln herausgezogenes Stroh. Die besten Körner, welche in Säcken aufbewahrt werden, bleiben

zur Aussaat für das nächste Jahr. Diese Kornmagazine kommen zum Glück jetzt allmählig ausser Gebrauch, denn in ihnen kann der Bauer sehr leicht seinen ganzen Vorrath verlieren, was auch sehr häufig vorkommt. Dies geschieht so: Sind die Gruben ein paar Jahre im Gebrauche, dann erscheinen in ihnen kleine schwarze Thierchen, von den Bauern Kornläuse genannt, und wenn man es früher nicht erfährt, zerfressen sie den ganzen Vorrath; das ist auch die Ursache, weshalb die Saatkörner in Säcken aufbewahrt werden. Und dann wird auch ausserdem immer ein Theil des Kornes von oben und unten in der Grube verdorben, welchen Theil man Wori Honzilk *որի հոնկլէք* nennt, und man kann sehr häufig von einem prahlerischen Bauern

weist der Name eines Stadtbezirkes hin: K'amud-jeghatzi Maehla, d. h. der Stadttheil von der Windmühle; von ihrer Existenz ist ausser dem Namen sonst nirgends eine Spur zu merken. Die reissenden Sturzbäche und die schnellen Flüsse haben Kraft genug in sich, um die treibende Kraft des Windes zu ersetzen, nur ist, namentlich bei den ersteren, das Schlimme dabei, dass sie im Sommer dem Austrocknen nahekommen, im Winter aber zufrieren. Daher würde es von grossem Nutzen sein, wenn unsere Bauern auch Windmühlen hätten. Es ist selbstverständlich, dass die ganze Construction der Mühlen höchst primitiv ist und deshalb, trotzdem das Land die besten Körner producirt, muss der Bauer schlechtes und schwarzes Brot essen. Die Mühle

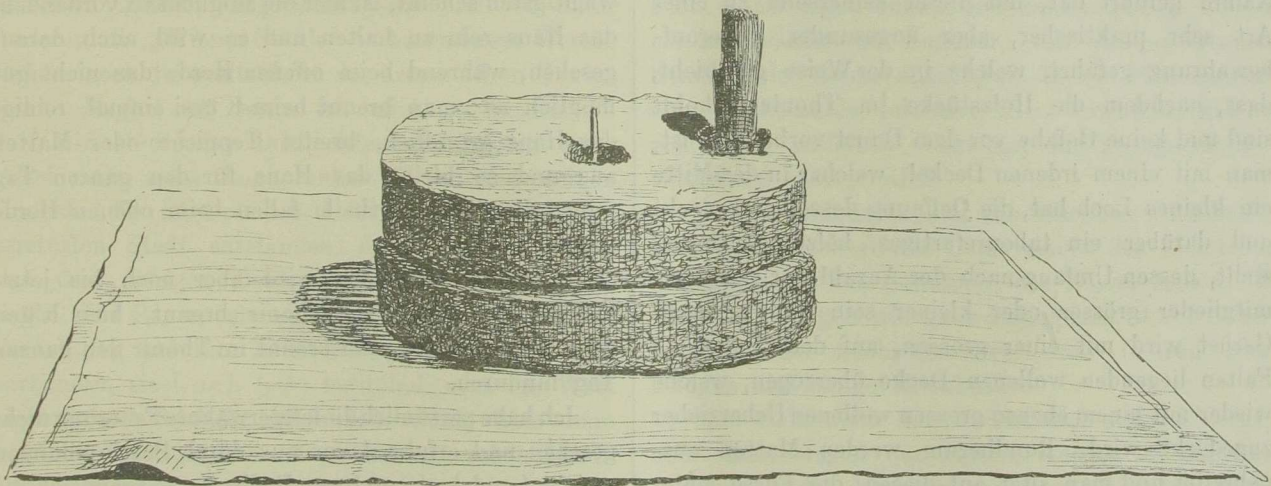


Fig. 130. Handmühle.

die Worte hören: „Ich kann Dich blos mit dem Ueberbleibsel meiner Gruben kaufen und verkaufen“ (*որիս հոնկլէքաւք քեզ կ'ոնիմ*), das soll heissen: „Ich habe so viele volle Gruben, dass blos der weggeworfene Theil aus ihnen ein Vermögen ausmacht.“

* * *

Es wären noch zwei Bauten zu erwähnen übrig — die Kirche haben wir schon erwähnt —, um überhaupt alle die Baulichkeiten beschrieben zu haben, die in einem Dorfe vorkommen. Es ist dies die Mühle und, wo man Weinbau treibt, auch das Weinhaus; dieses letztere werden wir in einem anderen Zusammenhange näher besprechen, hier wollen wir nur über die Mühle Einiges sagen.

Man kennt bei uns nur Wassermühlen (Mühle [*ջրաղաց* = Wassermühle]) und keine Windmühlen, aber es muss wahrscheinlich einmal eine solche in der Stadt Schuscha gegeben haben, denn darauf

repräsentirt in ihrer Form weiter nichts als die ursprüngliche Handmühle, wie wir eine solche in Fig. 130 sehen, mit dem Unterschiede, dass der obere Stein nicht mehr mit der Hand gedreht wird, sondern er liegt lose auf dem unteren Stein, der seinerseits an der Achse eines strahlenartigen Rades befestigt ist. Das Wasser fällt mit Gewalt aus einem sehr schrägen, mit enger Oeffnung versehenen Rohre auf die flachen Strahlen des Rades und versetzt dasselbe und dadurch auch den unteren Stein in Bewegung; der obere Stein bewegt sich in umgekehrter Richtung. Auf solchen Mühlen werden alle Kornarten ohne Unterschied gemahlen.

Mit der steinernen Handmühle mahlen die Frauen Salz, Grütze und ähnliche Sachen. Man kennt eben die Wohlthat verschiedener kleiner und sehr nützlicher Maschinen noch nicht.

* * *

Wir gehen jetzt zur Besprechung eines zweiten Hauses über, bei dem durch eine leicht anzubringende Vorrichtung das Heizmittel sparsam angewendet wird und wo der Mensch vom Thiere möglichst getrennt wohnt.

In dem ersten Hause brannte das Feuer auf der Diele und diese Art der Feuerung hat, wie wir mit grosser Wahrscheinlichkeit vermutheten, zur Entdeckung des Kamins geführt; in dem zweiten brennt das Feuer in der Erde, welche zu diesem Zwecke ausgehöhlt ist und durch ein langes Rohr unter der Erde, welches zumeist ausserhalb des Hauses endet, den Luftzug erhält. Diese Feuerstelle nennt man Thonir (թոնիր), Dialekt Thondir (թոնդիր), während der erste Herd Odschach hiess. Wie jener zum Kamin geführt hat, hat dieser seinerseits zu einer Art sehr praktischer, aber ungesunder Feueraufbewahrung geführt, welche in der Weise geschieht, dass, nachdem die Holzstücke im Thonir verkohlt sind und keine Gefahr vor dem Dunst vorhanden ist, man mit einem irdenen Deckel, welcher in der Mitte ein kleines Loch hat, die Oeffnung desselben bedeckt und darüber ein tabouretartiges, hölzernes Gerüst stellt, dessen Umfang nach der Anzahl der Familienmitglieder grösser oder kleiner sein kann; dieses Gerüst wird mit einer grossen, auf dem Boden in Falten liegenden wollenen Decke überzogen, welche wieder mit einem ebenso grossen wollenen Ueberzieher zugedeckt wird. Rundherum werden Matten ausgebreitet und man sitzt auf diesen, die Füsse unter das Gerüst schiebend und die Decke bis auf die Brust erhebend. Es ist schicklich, die Füsse nicht auszustrecken, sonst wird man die gewöhnliche Mahnung hören: „Binde Deinen Esel in Deiner Stalle“ (էշդ ախոռումդ կապիր). Diese Einrichtung, die Kürsi (քուրսի) genannt wird, leidet augenscheinlich an grossen Mängeln; vor Allem gewährt sie nicht hinlängliche Wärme; man kann dabei nur die Brust und die Füsse erwärmen, während der ganze übrige Theil des Körpers vollständig der Kälte ausgesetzt bleibt; es ist noch gut, wenn man nicht genöthigt ist, auf die Anwesenden Rücksicht zu nehmen und sich ruhig unter der Decke ausstrecken kann, wodurch allerdings eine gleichmässige Erwärmung des ganzen Körpers in erhöhtem Masse erzielt wird; aber das Schlimmste dabei ist, dass man jedesmal beim Ausgehen in die freie Luft ein sehr unangenehmes Frostgefühl an den zumeist erwärmten Körpertheilen spürt. Dann wirkt auch diese Erwärmungsart im Allgemeinen sehr einschläfernd und man wird geneigt zum Faul-

lenzerleben. Trotz allen diesen Nachtheilen gilt das Kürsi beim Volke entschieden als ein Zeichen des Fortschrittes und Diejenigen, welche Kürsi haben, sehen mit geringschätziger Verachtung auf Jene, welche am offenen Herde sich erwärmen.

Neben den angeführten Mängeln hat das Kürsi manche Vorzüge, die nicht übergangen werden dürfen. Es wird, wie schon betont wurde, sehr wenig Holz verbraucht; nur bei äusserster Kälte entschliesst man sich, täglich mehr als einmal das Thonir anzuheizen; das Feuer hält sich sehr gut und verbreitet eine gleichmässige Wärme. Dann ist man vom Rauche, der beim offenen Herde fortwährend wirkt, hier nur für kurze Zeit geplagt, d. h. so lange die Holzstücke noch nicht verkohlt sind und, was schliesslich am wichtigsten scheint, ist hier die Möglichkeit vorhanden, das Haus rein zu halten und es wird auch darauf gesehen, während beim offenen Herde das nicht gut möglich ist; man brennt beim Kürsi einmal, reinigt das Haus gründlich, breitet Teppiche oder Matten aus und so bleibt das Haus für den ganzen Tag rein; alle diese Vortheile fallen beim offenen Herde weg.

In vielen Gegenden wird aber noch bis jetzt, obwohl das Feuer im Thonir brennt, kein Kürsi gebraucht, sondern man brennt im Thonir den ganzen Tag hindurch.

Ich habe persönlich die letzterwähnte Feuerung nicht gesehen und erfuhr davon nur durch Beschreibungen meiner Landsleute und aus Büchern, während ich die anderen Heizungsarten genau kenne. In unserem Dorfe ist der offene Herd das Gewöhnliche und im Dorfe Meghri, wo ich als Knabe sechs Jahre die Schule besuchte, das Kürsi. Ueber Kamin und Kürsi bei den Persern lesen wir im Buche POLAK'S (S. 64) Folgendes: „Für die Heizung wird sehr wenig Sorge getragen. Nur in den Häusern der Reichen befinden sich einige kleine, niedrige Winterzimmer, in welchen Kamine (Buchäri) angebracht sind. Dieselben bestehen aus einer Höhlung in der Mauer, von wo ein Schlauch gegen das Dach steigt; die äussere Verkleidung ist mit Stuccaturen, Vergoldungen, Arabesken und mit Versen verziert. Man hüllt sich, wenn es kalt ist, in Pelzwerk, kauert sich nahe am Kamine zusammen und zieht so direct die Wärme ein, ohne viel vom Rauch belästigt zu werden, da dieser ungehindert durch die offenen Thüren und Fenster seinen Ausgang nimmt.“ S. 65: „In den Harems hat man einen eigenthümlichen Wärmeapparat, das Kürsi oder Thondir. Ueber ein kleines, mit Asche bedecktes Kohlenbecken wird

ein Tischchen gestellt, darüber werden schwere, gut wattirte Woldecken gebreitet. In dem dadurch gebildeten Raume finden vier Frauen, im Kreise gelagert, vollkommen Platz; nur der Kopf und die Hände bleiben frei; im Rücken dient ein Bündel Wäsche oder ein Polster zur Lehne. Sehr viele Perserinnen schlafen während des Winters unter dem Thondir. Die Gewohnheit macht sie fast unempfindlich gegen den schädlichen Einfluss; dass jedoch manche Genitalleiden von dieser Sitte herrühren, ist wohl nicht zu bezweifeln.“

Das zweite Haus habe ich in dem Dorfe Meghri kennen gelernt, wo man in eigenthümlicher Weise dicht neben den nach europäischem Muster gebauten zwei- bis dreistöckigen Häusern, welche mit europäischem Comfort eingerichtet sind und wo unter Anderem die „Wiener Stühle“ in besonderem Werthe stehen, noch die uralte Form des armenischen Hauses sieht. Meghri ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein städtisches Dorf, interessant durch seine Geschichte, seine Lage, seine Sitten und seinen Dialekt. Es ist aus den Ueberresten einer alten, zerstörten Stadt entstanden, deren Ruinen östlich von dem jetzigen Dorfe in einem grossen Thale liegen. Die Bauern sind hier sehr stolz, schauen mit Verachtung auf ihre anderen Genossen, die Nachbarbauern, sie Loch (*لوک*) betitelnd; was das Wort eigentlich bedeutet, weiss ich nicht, aber man bezeichnet damit einen uncivilisirten, rohen Mann. Das Dorf liegt in einem von drei Seiten mit felsigen Anhöhen umgebenen engen Thale; auf diesen Anhöhen waren in früherer Zeit runde, kleine Thürme zum Schutze des Dorfes gebaut, deren Zahl, wie mir erinnerlich, sieben beträgt. Während meiner Anwesenheit existirte leider daselbst eine recht barbarische Sitte, nämlich: Man lud jedes Jahr am Ostersonntage die an der russisch-persischen Grenze stationirten russischen Kosaken ein, damit diese mit Flintenschüssen den Dorfbewohnern Vergnügen bereiteten, und diese wählten zu ihren Zielscheiben jene Thürme. Dieses Beispiel bezeugt uns bedauerlicherweise genügend, wie wenig Sinn hier für die Denkmäler der Vergangenheit besteht. Vor dem Dorfe ist ein freier Platz, Bazar genannt, wo herrliche, hundertjährige Platanen stehen, welche in recht heissen Sommern den Bewohnern mit ihren weitverzweigten, schattigen Aesten angenehme Kühlung gewähren.

Weiter hinaus, im Thale des mit dem Dorfe gleichnamigen Flusses Meghri, verbreiten sich die in jeder Hinsicht mustergiltig bearbeiteten Fruchtgärten

und Baumwollfelder. Nie habe ich einen anderen Ort gesehen, wo der menschliche Fleiss, vereint mit den von der Natur in so ausserordentlichem Masse begünstigten Verhältnissen, aus einem so geringen Raume so viele Vortheile zu ziehen im Stande wäre; kein Fuss Boden geht da ohne Benützung verloren. Für die Urbarmachung und Bewässerung wird in hohem Masse gesorgt, aber dafür belohnt auch die Natur reichlich jede auch noch so geringe Mühe des Arbeiters. Manche Feldfrüchte, wie Bohnen, Arbusen, Melonen etc., reifen auf demselben Orte zweimal im Jahre; ich habe auch Apfelbäume im Spätsommer zum zweiten Male blühen und Früchte tragen gesehen. Nur unter dem wohlthätigen Einflusse des erfrischenden Wassers erhält sich im Thale der grüne Flor; sonst ragen rundherum kahle, spitzige Felsen empor, welche im Sommer, von den glühenden Strahlen der Sonne durchhitzt, für die Pflanzenwelt eine wohlthuende, intensive Hitze bewirken, welche sich üppig entfaltet, wenn nur für genügende Bewässerung gesorgt wird.

In einer solchen Hitze ist das Arbeiten sehr schwer, aber der zu erwartende Lohn macht den Menschen arbeitslustig. Die Bewohner des Dorfes haben die Viehzucht so gut wie ganz aufgegeben. Jeder Bauer hat ein oder höchstens zwei Paar Ochsen zum Pflügen und einige Milchkühe.

Man zieht auch hier im Sommer auf die Berge, aber nicht wegen der Thiere, welche im Sommer gewöhnlich den Nachbartataren anvertraut werden, sondern wegen der fast unerträglichen Hitze. Dieses Vergnügen wird aber nur den Frauen und Kindern zu theil; die Männer müssen zurückbleiben, um die Felder zu bewässern, die reifen Früchte zu sammeln und die Baumwollfelder vom Unkraute rein zu halten etc.

Aus diesem Dorfe möchte ich nun dasjenige Haus hier vorführen (siehe Fig. 131), in dem ich während meiner Schulbesuchszeit sechs Jahre hindurch verweilte und dessen Einrichtung mir am besten und genauesten erinnerlich ist. Es befand sich am äussersten Ende des Dorfes, lag am höchsten und hatte nicht allein die Aussicht über das ganze malerische Dorf, sondern auch über die sich weit erstreckenden Felder und Gärten vor sich. Die Höhe seiner Lage war beinahe diejenige der Kuppel der mitten im Dorfe gebauten Kirche. Die Strasse zum Hause war sehr steil und mit einer schlechten Steintreppe versehen.

Von der Strasse trat man durch eine kleine Thüre in einen viereckigen, kleinen Srah, dessen Vorderseite nur bis zur Hälfte offen war. Von hier

ging man durch eine niedrige Thüre in das eigentliche, sehr geräumige Haus; durchschritt man dieses der Länge nach, so gelangte man zu einer Thüre, welche zur Vorrathskammer führte; eine dritte Thüre, in der südlichen Wand führte zum Eiwan, dem

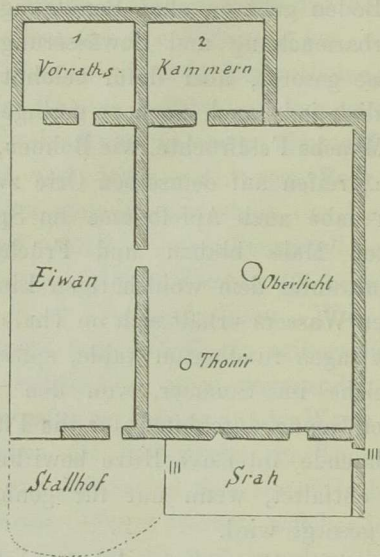


Fig. 131. Grundriss eines Hauses in dem Dorfe Meghri.

eigentlichen Srah, welches über dem Stalldache lag. Das Haus, die zweite Kammer und der Eiwan lagen höher als der Srah, die erste Kammer und der sich unter dem Eiwan befindende Stall.

Aus der Beschreibung sehen wir, dass der Raum-mangel den Menschen gezwungen hat, von dem her-

ersten Thüre zunächst liegenden Ecke, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Mitte des Wohnraumes dem Zugwinde aus der ersten und dritten Thüre ausgesetzt war.

Schliesslich muss ich noch erwähnen, dass vor dem Stalle ein freier Raum war, der zum Sommeraufenthaltsorte der Thiere diente, während eine abgesonderte Kammer hinter dem Stalle der Ort war, wo die für den Winter aufbewahrten frischen und trockenen Früchte lagen.

Weil ich die erste Art der Häuser möglichst eingehend zu schildern mich bemüht habe und weil sehr Vieles, was über sie gesagt wurde, auch auf die beiden übrigen Typen sich bezieht, so werde ich in Nachstehendem nur die Grundrisse derselben geben und die sich von dem ersten Typus unterscheidenden Bestandtheile besprechen.

Zunächst sehen wir uns den Grundriss eines Hauses aus einem Dorfe im Vilajet Erzerum an. (Siehe Fig. 132.)

Durch die Strasse treten wir zuerst in das Vorhaus = Bak (*բակ*), welches die Stelle des Srahs in dem ersten Typus einnimmt; aber hier ist es auch von vorne zugedeckt; dann kommt geradeaus der Wohnraum und rechts, dicht neben ihm, der Stall. Im Wohnraume brennt etwas abseits nach rechts das Feuer im Thonir, d. h. in der Erde; für die Menschen ist dabei ein erhöhter Sitzplatz Thacht (*թափա*), heisst Thron und ist aus dem Persischen entlehnt.

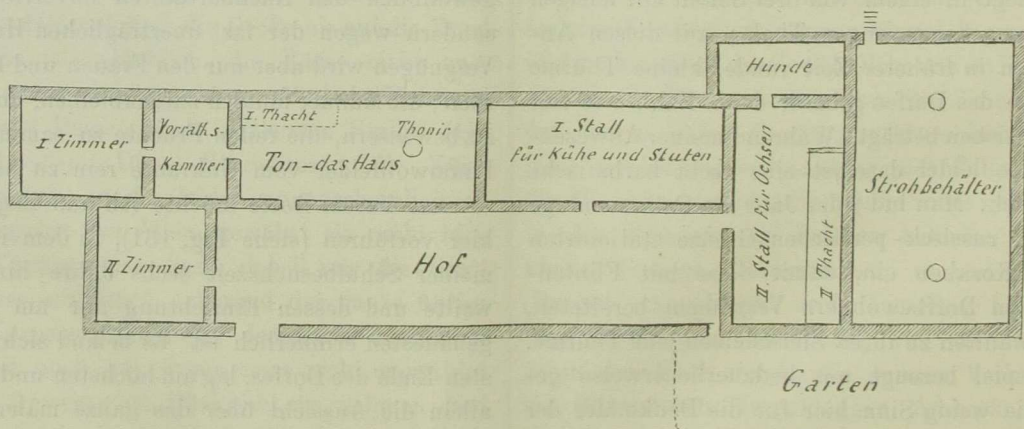


Fig. 132. Grundriss eines Hauses aus dem Vilajet Erzerum.

kömmlichen Schema abzuweichen; aber nichtsdestoweniger finden wir auch in diesem etwas geänderten Plane alle die wichtigsten Bestandtheile eines armenischen Bauernhauses: den Srah, das Haus und die Vorrathskammer. Verändert war in dem Hause auch die Stelle der Feuerstätte; sie lag in der der

Ein zweiter Thacht befindet sich in dem zweiten Stalle. An den Wohnraum schliesst sich eine schon etwas grössere Vorrathskammer an. Diese Kammer ändert in jedem Hause ihren Platz. Zu diesen Hauptbestandtheilen sind hinzugekommen: Links zwei Wohnzimmer, rechts ein zweiter Stall, dahinter

eine Schafhürde und schliesslich der Strohbehälter mit flachem Dache und zwei Dachöffnungen, durch welche das Stroh und Heu hineingeschüttet wird. Die Tenne liegt weit vom Dorfe. Vor dem Strohbehälter und dem zweiten Stalle liegt ein kleiner Garten.

In Fig. 133 sehen wir den Grundriss eines zweiten, viel kleineren Hauses des zweiten Typus

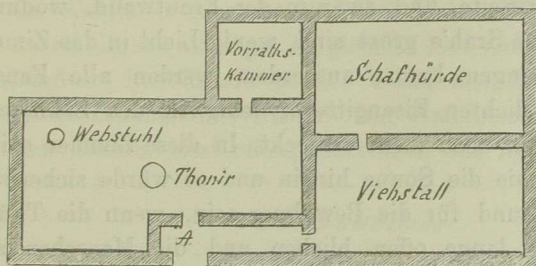


Fig. 133. Grundriss eines Hauses aus dem District Alaschkert (Türkisch-Armenien).

aus Alaschkert, einem Districte südlich von dem Gouvernement Erivan in der Türkei.

Der ursprüngliche Srah ist hier auf ein Minimum reducirt und dient zu keinem weiteren Zwecke, als bloß zum Durchgange in das Haus und den Stall; er heisst Akuka, eine mir vollständig unbekannt Bezeichnung. Von den übrigen Bestandtheilen sind vorhanden: das Haus mit dem Thonir und der Webstuhl, die Vorrathskammer sowie die Schaf- und

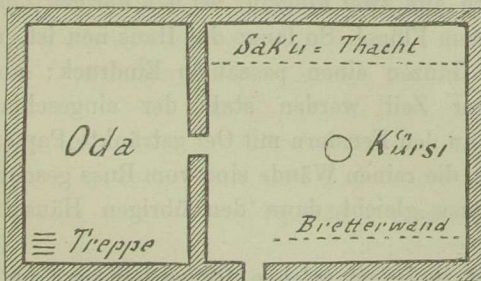


Fig. 134. Grundriss eines Hauses aus dem Districte Choturdschu, Erdgeschoss.

Viehställe. Im Sommer sollen die Frauen in dem kleinen Raume A sich aufhalten, weil es dort kühler ist; man wohnt hier in guten wie auch in schlechten Jahreszeiten immer im Hause.

Die Dächer dieser beiden letzterwähnten Häuser sind nicht so flach, wie in unserer Provinz; sie erheben sich kuppelartig, so dass die höchste Stelle in die Mitte kommt, wo das Licht- und Rauchloch sich befindet, daher fällt auch hier das korbartig aufgeführte Rohr des Loches, wie wir es in den

ersten Häusern fanden, weg. Baumaterial ist auch hier wiederum: die Mauern aus Stein und das Dach aus Holz mit Erde zugedeckt und kann hierüber Folgendes als allgemeine Regel gelten:

LEON SARGSJUN (Ein Besuch im türkischen Armenien; Tiflis 1890, S. 17 ff.) sagt: „Wo in der Nähe der Dörfer Berge sind, wo viel Gestein vorhanden ist, da baut man die Häuser aus unbehauenen Steinen und Lehm oder aus mit Kalk gemischtem Lehm in der hässlichsten, elendesten Form; wo es aber an Steinen mangelt, z. B. in der Umgebung von Alt-Nachitschewan und Scharur-Daralagjaz, da sind die Häuser sowohl als auch die Mauern der Gärten aus Lehm und Erde zusammengefügt. Zu Bauzwecken gebraucht man im Allgemeinen wenig Holz, weil wenig davon zu haben ist.“

Eine theilweise Ausnahme bilden die Bauernhäuser in Choturdschu, einem Districte östlich von Lasistan. (Siehe Fig. 134 u. 135.) Dort sollen fast

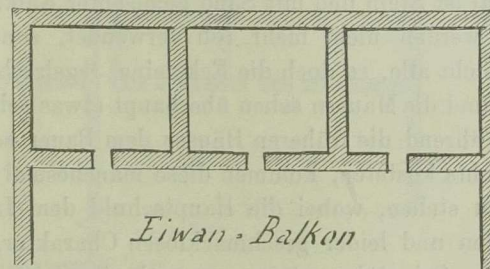


Fig. 135. Grundriss des ersten Stockwerkes eines Hauses aus dem Bezirke Choturdschu.

alle Häuser einstöckig sein, der Stall sogar zweistöckig. Die Mauern des ersten Stockes bestehen bis zur Thürhöhe aus Stein, das Uebrige aber aus Holz.

In dem Erdgeschoss ist der Srah nicht mehr vorhanden; die Stelle, wo in den übrigen Häusern der Stall oder die Vorrathskammer stand, ist hier zur Schlaf- und zugleich Vorrathskammer geworden. Auch in dieser Kammer befindet sich die nach dem zweiten Stockwerke führende Leiter; unten wohnt man im Winter, oben im Sommer. Den erhöhten Sitzplatz, Sak'u, statt des früheren Thacht finden wir auch hier. Das Feuer brennt in der Erde. Unverständlich bleibt für mich das Vorhandensein der Bretterwand, wenigstens an der Stelle, wo sie liegt; möglich, dass mein Gewährsmann die Stelle nicht richtig bezeichnet hat. Wenn sie z. B. an der entgegengesetzten Wand sich anlehnte und dort, wo jetzt ihr Ende ist, frei wäre, dann würde ihre Bestimmung vollständig klar und deutlich sein. Das

Licht fällt von oben ein. Die Zimmer sollen kein anderes Licht haben als das, welches durch die offenen Thüren hineindringt.

In den Dörfern der genannten Gegend liegen die Viehställe ausserhalb der Dörfer, in der nächsten Umgebung. Ueber dem länglichen Stalle, der wieder tief in der Erde gebaut ist, liegt zuerst ein Stockwerk, in zwei Theile getrennt, vorne für die Knechte, hinten für die Kälber und Lämmer und darüber ein drittes Stockwerk als Futterbehälter für die Thiere.

Ueber den dritten Typus, d. h. über die in der Jetztzeit sich einbürgernden Häuser wäre nicht viel zu sagen. Es sind in ihm manche alte und manche dem Einflusse der neuen, fremden Civilisation zuzuschreibenden Bestandtheile zu constatiren. Vor Allem kann sich nicht mehr jeder Bauer solche Wohnungen bauen; es sind in der Regel die wohlhabenden Bauern, welche ihre Häuser von sogenannten Baumeistern aufführen lassen. Das Baumaterial ist Stein und mit Sand gemischter Kalk. Die Steine werden nicht mehr roh verwendet, sondern, wenn nicht alle, so doch die Ecksteine, regelrecht behauen und die Mauern sehen überhaupt etwas schöner aus. Während die früheren Häuser dem Bauer so gut wie nichts kosteten, kommen diese manchenmal sehr hoch zu stehen, wobei die Hauptschuld dem Luxus liebenden und leider geschmacklosen Charakter, wie er jedem Orientalen eigen, zuzuschreiben ist. Ich habe oben gesagt, dass der Bauer sich sehr ungerne von seinem väterlichen Herde trennt, welcher Zug, vereint mit dem einst unsicheren Zustande des Landes, bewirkt hat, dass die Bauern ihre Häuser so bauen, dass man zu glauben versucht ist, sie seien aufeinander gethürmt. Der letzte Grund ist, wenigstens im russischen Theile Armeniens, nicht mehr vorhanden; aber um so stärker ist die Nachwirkung des ersteren und die Macht der Gewohnheit. Der Ort des neuen Hauses bleibt immer der alte; der Bauer reisst entweder sein altes Gharadam nieder und baut an dessen Stelle ein Haus nach dem neuen Stile oder, wenn er zufällig neben dem Gharadam einen freien Platz hat, wählt er diesen Ort für den Neubau und lässt das alte Haus weiter bestehen.

Das Grundschema des neuen Baues unterscheidet sich im Wesentlichen nicht viel von dem alten. Wie aus dem Grundrisse zu ersehen (Fig. 135), bleibt das alte Quadrat wieder, ebenso das Srah, nur statt des einstigen Gharadams und Stalles sind mehrere Zimmer, Othachs eingerichtet. Die Zimmer haben keine

Durchgangsthüre, sondern sie alle haben in gleicher Weise die Thüren in der Mitte vom Srah aus. Sie sind meistens zweigeschossig, das untere Geschoss dient als Vorrathskammer, im oberen wohnen die Menschen selbst.

Die Dächer sind flach, aber ohne Löcher, denn man hat neben den Thüren, entsprechend der Grösse des Zimmers, ein oder zwei Fenster, aber nur auf einer Seite, und zwar in der Frontwand, wodurch, da die Srah's gross sind, wenig Licht in das Zimmer eindringen kann; ausserdem werden alle Fenster mit dichten Eisengittern, lediglich des Schmuckes wegen, noch mehr verdeckt. In diese Zimmer dringt fast nie die Sonne hinein und es würde sicher sehr ungesund für die Bewohner sein, wenn die Thüren nicht lange offen blieben und die Menschen sich nicht mehr im Srah als im Zimmer aufhielten. Der Boden im Untergeschoss wird ebenso wie im Gharadam mit festem Thon überschlagen, im zweiten Geschoss kommen ab und zu auch hölzerne Dielen vor. Geheizt wird entweder durch den Kamin oder seltener durch den K'ürsi, wozu dann kleine eiserne Feuerbehälter unter die K'ürsi aufgestellt werden. Die Wände sind ziemlich dick und in ihnen sind verschiedene kleine und grosse, offene oder mit Thüren versehene Nischen angebracht, welche als Schränke benützt werden.

Die Thüren bestehen bei den Haupt- oder Gastzimmern aus zwei Flügeln, bei den übrigen Zimmern aus einem Flügel. So lange das Haus neu ist, macht es im Ganzen einen passablen Eindruck; aber in kürzester Zeit werden statt der eingeschlagenen Gläser an den Fenstern mit Oel getränkte Papiere angeklebt, die reinen Wände sind vom Russ geschwärzt; das Ganze gleicht dann den übrigen Häusern des Dorfes.

Fast in jedem solchen Hause hat man im Gastzimmer einige Stühle und in Schränken aufbewahrt Messer und Gabel für städtische Gäste, die Bewohner können sich nicht gewöhnen, auf Stühlen zu sitzen; sie sitzen wohl auch auf den Stühlen, aber nach ihrer Art.

Der Grundriss eines solchen Hauses nebst dem Gharadam geben wir in Folgendem aus dem Dorfe Schikahogh in Siunik. (Siehe Fig. 136.)

Auf diesem Grundrisse sehen wir eine Zusammenfügung des alten und neuen Hauses. Es war in dem Hause keine Bestimmung getroffen, wer in dieser oder jener Abtheilung wohnen solle. Die Familie war gross und wohlhabend und diejenigen Mitglieder

(beim Mahle waren, wenn gerade alle beisammen sassen, 32 Personen), welche Neuerung liebten, wohnten in dem neuen Hause, die anderen in dem alten. Das Srah ist im ersten Stocke riesig gross, im zweiten Stocke war es in einen Balcon verwandelt, vorne und an der linken Seite offen. Hölzerne Geländer umschlossen diese offenen Stellen. In jedem Zimmer ist in der Mitte der rechten Wand je ein Kamin angebracht und im kleinen Zimmer im ersten Stocke ist sogar zu gleicher Zeit das K'ürsi vorhanden. Der Kamin in der Wand des Balcons dient im Sommer als Küche. Die Wandnischen in einigen Thüren sind offen; dort wird das Bettzeug

solchen Umständen wurde der Mensch genöthigt, seine Wohnart fast gleich jener der wilden Thiere zu machen und, wie diese, sich unter die Erde zu verkriechen. In solchen Wohnungen lassen einerseits die undurchdringlichen Erdmauern von aussen keine Kälte eindringen, andererseits aber erwärmt die respirirende Wärme der in engster Nachbarschaft mit den Menschen wohnenden Thiere dieselben hinlänglich; denn solche Häuser sind jetzt noch so, wie zu Xenophon's Zeiten. Xenophon (Anabasis, IV, 5, 24) sagt: Αἱ δ' οἰκίαι ἦσαν κατάγειοι, τὸ μὲν στέμα ὡσπερ φρέατος, κάτω δ' εὐρεῖται. Αἱ δ' εἰσοδοὶ τοῖς μὲν ὑποζυγίοις ὄρονται, οἱ δὲ ἄνθρωποι κατὰ κλίμακας

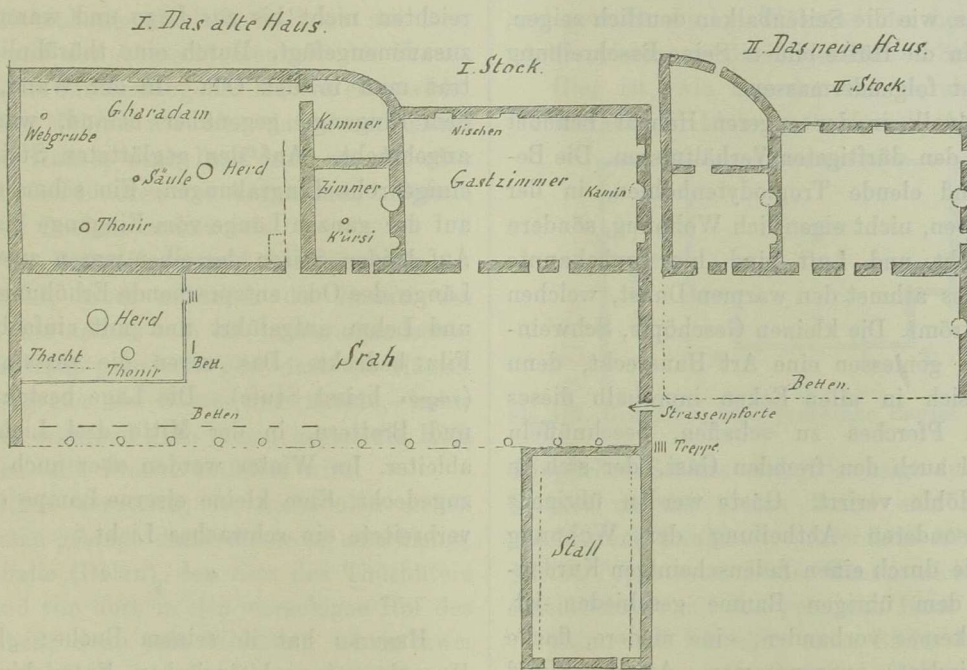


Fig. 136. Grundriss eines Hauses aus dem Dorfe Schikahogh.

am Tage niedergelegt — man lässt dasselbe nie am am Tage ausgebreitet —, andere, mit Thüren versehen, welche als Schränke dienen.

Der Stall liegt unterhalb des Hauses; seine dem Hause zugekehrte Wand müssen wir uns wegdenken, da sie nicht zum Vorschein kommt, ebenso wie die hintere Wand des alten Hauses; das Stalldach liegt auf gleicher horizontaler Linie mit dem Boden des Srahs.

Vereinzelt stehen noch neben den drei Typen der Häuser solche, die in ihrer Construction der Schilderung des Xenophon entsprechen, namentlich in gebirgigen Gegenden, wo die Winterkälte fast unerträglich und kein Holz vorhanden ist. Unter

κατέβαινον. Ἐν δὲ ταῖς οἰκίαις ἦσαν αἶγες, οἶες, βόες, ὄρνιθες καὶ τὰ ἐκγονα τούτων, τὰ δὲ κτήνη πάντα χιλῶ ἔνδον ἐτρέφετο.

„Auch jetzt haben die Armenier solche unterirdische Wohnungen, die oft so tief in der Erde liegen, dass ihre Dächer sich nur wenig über den Boden erheben. Oft sucht ein Reisender ein Dorf, auf dessen Dächern er sich schon befindet, und wird dies erst dann gewahr, wenn sein Pferd mit den Vorderfüssen in einen Rauchfang geräth und er selbst unerwartet und unangemeldet durch das Dach in dem Familienkreise Platz nimmt.“ Wir nehmen diese Stelle aus dem Commentar der Xenophonstellen, wo zur Bestätigung des Erwähnten weiter

gesagt wird: „General Moltke (Briefe über Zustand und Begebenheiten in der Türkei) bestätigt das Gesagte, indem auch er beinahe durch den Rauchfang in den Salon einer unterirdischen Familie gefallen wäre. Ich war sehr bestürzt über diesen Vorfall; als wir aber nach dem Frühstücke weiterritten, ging die ganze Karawane über die gesammten Dächer der Ortschaft in fröhlichem Trabe fort.“

SCHWEIGER-LERCHENFELD in dem Buche „Zwischen Donau und Kaukasus“, Wien 1887, erwähnt leider sehr oberflächlich ein ähnliches armenisches Dorf, das er unter der Aufschrift: „Armenisches Troglodyten-dorf“ im Bilde uns vorführt. Auf dem Bilde (S. 537) sieht man rundliche Erdhaufen mit einem Loche an der Front, welches, wie die Seitenbalken deutlich zeigen, den Eingang in die Hütte bildet. Seine Beschreibung (S. 580) lautet folgendermassen:

„Das Landvolk in der engeren Heimat befindet sich meist in den dürftigsten Verhältnissen. Die Behausungen sind elende Troglodytenhöhlen, in der Erde eingegraben, nicht eigentlich Wohnung, sondern Viehstall. Licht und Luft sind hier unbekannte Elemente; Alles athmet den warmen Dunst, welchen das Vieh ausströmt. Die kleinen Geschöpfe, Schweinchen, Lämmer, geniessen eine Art Hausrecht, denn sie machen sich in allen Ecken innerhalb dieses unterirdischen Pferches zu schaffen, beschnüffeln zuweilen wohl auch den fremden Gast, der sich in eine solche Höhle verirrt. Gäste werden übrigens in einer besonderen Abtheilung der Wohnung empfangen, die durch einen fadenscheinigen Kurden-teppich von dem übrigen Raume geschieden ist. Mobilien ist keines vorhanden, eine niedere, flache Matratze („Minder“) ausgenommen. An der Wand über dieser befinden sich allerlei Geräthe, dann Sättel, Waffen u. dgl.“

Bei dem bereits oben erwähnten armenischen Reisenden L. SARGSIAN finden wir eine etwas klarere und ausführlichere Schilderung der inneren Einrichtungen solcher Wohnräume, die wir hier anführen.

Er beschreibt ein Haus im armenischen Dorfe Ghrmzlu (*ղրմզլու* ist ein tatarisches Wort aus dem Adjectivum Krmez, roth, folglich röthlich). „Wir stiegen vor dem Hause eines wohlhabenden Bauern ab. Dieses Haus stellte einen niedrigen quadratischen Bau dar, eine Häufung von unbehauenen Steinen und Lehm, ohne jedes Fenster, mit einem durch Erde bedeckten Dache. Der Hauswirth führte uns in ein enges und dunkles „Schwak“ (*շվակ*),

öffnete in diesem Schwak eine Thüre und wir traten in einen finsternen Raum; der starke Geruch und das geräuschvolle Athmen der Thiere bezeugten hinlänglich, dass wir in den Stall gekommen seien. Ein schwacher Lichtstrahl beleuchtete einen Winkel des Stalles. Dort befand sich der Raum, welcher gerade für die Gäste aufbewahrt war und Oda (*oda* ist wiederum tatarisch Oda = Haus) heisst. Die beiden Mauern, welche hier diesen Winkel bildeten, waren die Fortsetzung derjenigen des Stalles, aber für diese Stelle hatte man nicht mehr rohe, sondern regelrecht geglättete Steine genommen; die beiden anderen Mauern, welche diesen „Oda“ genannten viereckigen Wohnraum vom Stalle absonderten, reichten nicht bis zur Lage und waren aus Balken zusammengefügt. Durch eine thürähnliche Oeffnung trat man in den Oda. In der Wand, welche sich dem Eingange gegenüber befand, war der Kamin angebracht. Auf den geglätteten Steinen sah man einige rohe Eingrabungen. Ein schmaler Gang ging auf der ganzen Länge vom Eingange bis zum Kamin. Auf beiden Seiten desselben waren zwei der ganzen Länge des Oda entsprechende Erhöhungen aus Stein und Lehm aufgeführt und mit einfachem wollenen Filz bedeckt. Das waren die sesselartigen Sak'u (*սակու* heisst Stufe). Die Lage besteht aus Balken und Brettern, in der Mitte drei Licht- und Luftableiter. Im Winter werden aber auch diese Löcher zugedeckt. Eine kleine eiserne Lampe ohne Cylinder verbreitete ein schwaches Licht.“

* * *

HENNING hat in seinem Buche: „Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung“ das Capitel VIII „Das arische Haus betitelt“, wo er nicht ohne Erfolg bemüht ist, wie die Sprach- und Mythenvergleicher, jeder auf ihrem Gebiete, das Urhaus des arischen Volkes zu construiren. Neben dem indischen, in dem Atharvaveda besungenen Hause streift er von den Wohnungen der in Asien wohnenden indogermanischen Völker, der Armenier, Perser, Osseten, nur das pergamenische Bauernhaus, von dem ihm NISSEN, auf einer Schilderung des Galen fussend, die wichtigsten Bestandtheile beschrieben hatte, ohne dabei zu wagen, einen Grundriss, blos auf die etwas mangelhafte Beschreibung sich stützend, zu geben. Es wäre sicher von grösster Bedeutung, da die Frage aufgeworfen ist, ein möglichst vollständiges Material zusammen zu bringen, ehe man die Lösung derselben vornimmt. Daher wird, hoffe ich, Den-

jenigen, die sich mit der Frage beschäftigen, dieser Beitrag, wenn er auch nicht nach dem erwünschten Masse vollständig ist, nicht ohne Interesse bleiben. Ich hatte auch die Absicht, etwas näher auf die ossetischen und persischen Bauarten einzugehen, aber der Zeitmangel gestattete mir nicht, die betreffende Literatur, wenn sie überhaupt vorhanden ist, kennen zu lernen. Aus dem oben angeführten kurzen Citate, aus dem Buche des Herrn SCHWEIGER-LERCHENFELD, wird man ersehen, dass ein ossetisches Haus viele Vergleichspunkte mit dem armenischen hat: das flache Dach, der Vorhof, die terrassenartige Anlage, die anschliessende Mauer; dasselbe kann man aber bei dem persischen Haus nicht behaupten. Bei den Persern hat die mohammedanische Religion mit ihrer Vielweiberei und der Abgeschlossenheit der Frauen sehr viel auf die Eintheilung des Hauses eingewirkt. Vergleichshalber führen wir hier das Grundschema des persischen Hauses nach Dr. POLAK an, der aber die Häuser in den Städten vor Augen hat; möglich, dass es in den Dörfern anders ist.

S. 57: „Wo Vielweiberei und Abschliessung der Frauen herrscht, muss natürlich die Bauart des Wohnhauses eine andere sein als in monogamischen Ländern. Als Hauptgrundsatz gilt, dass die Häuser nach aussen gegen die Gasse nur nackte, kahle Mauern zeigen, während nach innen, gegen die Höfe und Gärten zu, alle Pracht entfaltet wird.

Das Hausthor (derwāzeh) ist nicht über sieben Fuss hoch; man gelangt durch dieses in eine kleine, gewölbte Vorhalle (Dalān), den Sitz des Thürhüters (Kapschi), und von dort in den viereckigen Hof des Männergemaches; denn jede Wohnung ist in zwei Abtheilungen geschieden, in das Birun oder Männergemach und in das Erderun oder Harem, welcher nur den Frauen, dem Hausherrn und einigen wenigen Anderen (Mahram) zugänglich ist.

Der Hof (Haejät) bildet ein Parallelogramm, an dessen drei Seiten, zwei Fuss über der Erdoberfläche, Zimmer und Cabinette sich befinden. Die Zimmer (Atāk) sind alle separirt und communiciren nicht miteinander, so zwar, dass man von einem in das andere nur durch den Hof gelangen kann, weshalb ein jedes mit einigen Stufen zum Aufgange versehen ist.“

S. 58: „Gegenüber dem Haupteingange befindet sich der grosse Saal (Talar) (siehe Fig. 137), wo der Herr des Hauses die Gäste empfängt und die Tagesgeschäfte abmacht. Zu beiden Seiten des Saales führen Treppen auf eine kleine Estrade, von wo der Eingang in den Talar stattfindet.

Der Saal (A) bildet ein Parallelogramm mit einem vorspringenden Raume (B) gegen den Hof. Die vordere Wand (d—d) besteht aus einem grossen Fenster. Auf dieses Fenster wird viel Kunst und Sorgfalt verwendet und kostet dasselbe oft 200—300 Ducaten.“

S. 61: „Der Hof (Haejät) des Hauses ist in mehrere Gärtchen und Beete getheilt, worin bengalische Rosen (Gult reschti), Jasmin, Schneeball- (Budax) und andere Bäume, Gesträuche und Blumen angepflanzt sind. Des Schattens halber werden hie und da die Gänge mit Nebenspalieren und Lauben versehen.“

S. 69: „Die Dächer (Puschtebam) sind, wie erwähnt, flach und bestehen aus einer dichten Schichte Thonmörtel, der mit Stroh gemischt, dann gestampft und gewalzt wird. Während der heissen Sommer-nächte bieten sie die angenehmste Schlafstelle.“

Hier ist, wie aus der Schilderung hervorgeht, jedes Haus ein kleines, für fremde Augen undurch-

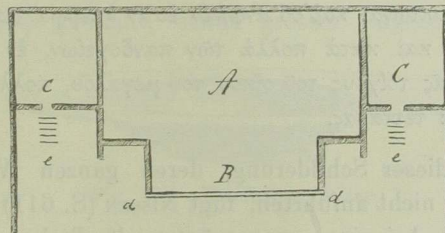


Fig. 137. Grundriss eines persischen Hauses nach Dr. POLAK.

dringliches Schloss und jedes zeigt durch das grosse Fenster an der ersten Wand eine zierliche, vorgeschrittene Baukunst. Allenfalls könnte man den dritten Typus armenischer Häuser nicht ohne Wahrscheinlichkeit auf das persische Haus zurückführen.

Dann will ich noch eines Bildes bei SCHWEIGER-LERCHENFELD, a. a. O., S. 641, erwähnen, dem er aber leider keine erklärende Beschreibung hinzugefügt hat. Nach diesem Bilde scheint ein Dorf in Anatolien — das Bild ist betitelt: „Anatolische Hütten“ — buchstäblich so auszusehen wie bei uns: Dieselben auf die Strasse sich öffnenden Srahs mit Säulen unterstützt, dieselben in der Mitte sich etwas erhebenden, im übrigen Theile flachen Dächer, schliesslich dieselbe am Abhange eines Berges liegende Lage; nur scheinen hier die Häuser Wandfenster zu haben. Ueber die innere Eintheilung derselben könnte man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit behaupten, dass sie kaum anders sein können, als wie wir sie bereits kennen gelernt haben.

Ob sich in diesen Gegenden etwas von der Bauweise der früheren Bewohner, welche GALEN uns beschreibt, verändert hat, ist schwerlich anzunehmen,

wie die Analogie der Xenophonischen Schilderung des armenischen Bauernhauses aus viel früherer Zeit vermuthen lässt. Nach GALEN waren die Bauernhäuser in seiner Heimat, der Gegend von Pergamon (De antidotis, I, 3, vol. XIV, S. 17, Ed. KÜHN):

Ὅπως δ' ἂν τις οἴκημα παρασκευάσειε θερμόν, ὡς ἐκεῖνος παρεσκεύασεν, καὶ δὴ φράσω. Κατὰ τοὺς ἀγροὺς ἅπαντας παρ' ἡμῖν οἴκοι γίνονται μεγάλοι, τὴν μὲν ἐστίαν, ἐφ' ἧς καίουσι τὸ πῦρ, ἐν μέσοις ἑαυτῶν ἔχοντες, οὐ πολὺ δὲ αὐτῆς ἀπέχουσιν αἱ τῶν ὑποζυγίων στάσεις, ἧτοι κατ' ἀμφοτέρα τὰ μέρη, δεξιὸν τε καὶ ἀριστερόν, ἢ πάντως γε κατὰ θάτερον. Εἰσὶ δὲ κρίβανοι συνεζευγμένοι ταῖς ἐστίαις κατὰ τὸ πρόσω μέρος ἑαυτῶν ὃ πρὸς τὴν θύραν βλέπει τοῦ παντός οἴκου. Τοιοῦτοι μὲν οὖν ἅπαντες οἱ κατὰ τοὺς ἀγροὺς οἴκοι κατασκευάζονται, καὶ εὐτελεῖς ὄσιν. Οἱ δ' ἐπιμελέστερον αὐτῶν κατασκευαζόμενοι κατὰ τὸν ἔνδον τοῖχον ἔχουσι τὴν κατ' ἀντικρυ τῆς θύρας τεταγμένην ἐξέδραν. Ἐκατέρωθεν δ' αὐτῆς κοιτῶνα, καδ' οὗ ἀνωθεν ἔστιν ὑπερφᾶ οἰκήματα, καθάπερ καὶ κατὰ πολλὰ τῶν πανδοχείων, ἐν κύκλῳ κατὰ τρεῖς τοίχους τοῦ οἴκου τοῦ μεγάλου, πολλάκις δὲ καὶ κατὰ τέτταρας.

Zu dieser Schilderung, deren ganzen Wortlaut wir hier nicht anführten, fügt NISSEN (S. 611) hinzu: „Wie es bei einer ausgeprägten, ländlichen Bauart nicht anders sein kann, stimmen grosse und kleine Häuser in der Anlage überein. Ihre erste Eigenthümlichkeit besteht darin, dass sie die ganze Wirthschaft unter einem Dache vereinigen. Der Grundriss ist länglich und wird in der Regel in drei Streifen zerlegt. Den mittleren nimmt die Tenne (de grote Deel, ὁ μέγας οἶκος) ein, die seitlichen nehmen Viehställe ein. In ärmeren Häusern dient die Diele als Küche, Wohn-, Arbeits- und Schlafräum. In reicheren Häusern ist die Rückseite für Wohn- und Schlafräume abgetrennt. Der Herd liegt in der Längsachse; vor der Thüre befindet sich eine Ofenbank. Das Haus hat ein Giebeldach, aber so flach geneigt, dass im Sommer die Weinkrüge auf ihm der Sonne ausgesetzt werden.“ NISSEN stellt weiter einen Vergleich zwischen diesem pergamenischen Hause und dem alt-sächsischen Bauernhause, „welches im Norden Deutschlands, selten in ursprünglicher Einfachheit, meistens mit allerlei Neuerungen, bis auf den heutigen Tag besteht“. Aber auch ein Vergleich mit dem armenischen Bauernhause des zweiten Typus liegt auf der Hand. Vor Allem der Hauptwohnraum mit der Ofenbank (Thacht), Thron genannt, das Giebeldach, der enge Anschluss des

Stalles an das Haus und in wohlhabenderen Häusern die getrennten Kammern.

Eine frappantere Aehnlichkeit mit dem ersten Typus der armenischen Bauernhäuser und dem, was HENNING, a. a. O., S. 104 ff., über die alte Wohnung der Griechen sagt, lässt sich schwerlich denken. HENNING'S Worte lauten: „Ueber das eigentliche Wohnhaus lässt sich nicht viel mehr als Folgendes aussagen: Vorne am Giebel liegt ein halboffener Vorraum (πρόδομος), der dem Hofe zugekehrt ist. Vor ihm steigen die Gäste ab, durch ihn treten sie in's Haus. Hier sitzt Eumaios, seine Sandalen flickend und zugleich den Hof im Auge behaltend, als Odysseus ihn trifft (Odyssee 14, 5 f.). Im Hause des Amyntor brennt (ἐνὶ προδόμῳ πρόσθεν θαλάμοιο θυράων) neun Nächte lang das Feuer, bei dem die Hüter des Phönix wachen (Ilias 9, 470), hier (ἐνὶ προδόμῳ δόμου) schläft Priamos die Nacht bei Achilleus (Ilias 24, 673) und so fast regelmässig die Gäste in fremder Behausung. Dieser Platz muss dem entsprechend ziemlich geräumig, auch oben bedeckt und mit Seitenwänden versehen gewesen sein. Ursprünglich war er, wie wir annehmen dürfen, nichts als die unter dem vorspringenden, durch Säulen gestützten Dache befindliche Vorhalle des Hauses.

Durch den Prodomos treten wir in das Hauptgemach μέγαρον, das grosse oder μέλαθρον das schwarze Atrium. Letztere Benennung wird noch mit besonders feierlichem Nachdrucke (Odyssee 18, 150; Ilias 2, 414, 9, 204, 640) gebraucht. Das Megaron ist völlig geschlossen, denn es heisst die schattige, im Gegensatz zur luftigen Halle. Die Wohnung des kleinen Mannes bestand, ausser dem Vorhause, gewiss nur aus diesem einzigen, ungetheilten Raume. Hier wenigstens bereitet Eumaios seine Speisen, hier sitzt er mit seinen Gästen am Herd, hier schläft Odysseus Nachts mit den Knechten am Feuer. Die Diele besteht aus festgestampfter Erde (Odyssee 21, 120 f.). Eine Oeffnung im First mag als Rauchabzug und Lichtquelle gedient haben.“ Nach diesem Grundschema erklärt er auch sehr richtig das Templum in antis bei den Römern, das von den Griechen γὰρς ἐν παράστασιν bezeichnet wurde, während man es vor ihm fälschlich so erklärt hatte, dass zunächst die eine Seite des ungetheilten Hauses geöffnet sei und dass dann erst die Rücksicht auf das Bild des Gottes und die Heiligkeit des inneren Raumes dazu geführt habe, eine Scheidewand davor zu ziehen.

Einen weiteren Vergleich mit dem ostgermanischen Hause, das eine vorne am Giebel gelegene, offene

und geräumige Vorhalle hat, und mit den indischen und anderen indogermanischen Häusern kann man am besten bei HENNING nachlesen.

* * *

Wir sagten schon, dass der Herd auch zugleich als Küche dient. Bei dem offenen Herde, dem Othach, gebraucht man zwei Arten Dreifüsse, einen mit rundem

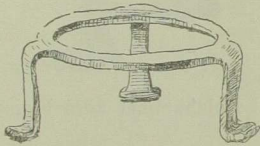


Fig. 138. Dreifuss aus Eisen.

Reif und einen mit dreiwinkeligem. Die eisernen Reife sind häufig mit eingeritzten Zeichnungen verziert; ich erinnere mich nicht, ob auch die Füsse irgendwelche besondere Verzierung haben. In jedem Hause hat man ihrer mehrere, die je nach dem

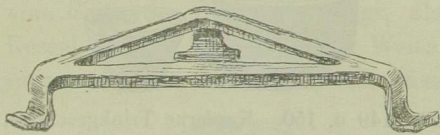


Fig. 139. Dreifuss aus Eisen.

Bedürfnisse von allen Seiten in's Feuer hineingeschoben werden. Ihre Grösse ist selbstverständlich nicht constant. (Fig. 138, 139.)

Armenisch heisst er Erotani (Երոտանի), d. h. Dreifüssler; das Wort ist so gebildet wie Erkotani (Zwei-

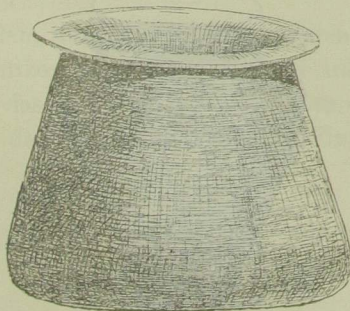


Fig. 140. Kessel.

füssler) (ironisch auch für Menschen gebraucht), Čorkotani (Vierfüssler) etc. Im gharabaghischen Dialekt nennt man ihn K'skarenk' (Կսկարեհր); die Bedeutung dieses Wortes kenne ich nicht.

Alle Hausgenossen, die Gäste inbegriffen, schauen beim Kochen der Arbeit der Hausfrauen zu, sie besorgen auch manchmal, wenn sie weg ist, ihr Geschäft. Für's Kochen ist das gewöhnliche Geschirr

ein innen mit Zink überzogener, aussen vollständig mit Russ bedeckter kupferner Kessel, unten etwas breit, oben schmaler und mit ganz schmalen Rändern, die zum Anhalten beim Ergreifen dienen. (Fig. 140.)

Man hat von ihnen verschiedene Grössen, aber alle in derselben Form; die grösseren nennt man Ghazan (ղազան), die kleineren T'égara (Թեղարա); die beiden Bezeichnungen sind tatarische Lehnworte.

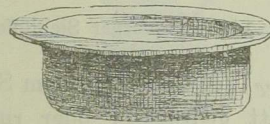


Fig. 141. Kupferner Teller.

Armenisch ist ihre gemeinsame Bezeichnung Kat'sa (կատսա). Ganz dieselbe Form haben auch die an Stelle der tiefen Teller gebrauchten, ebenfalls kupfernen Teller (Fig. 141), in der kleinsten Form Mët'abä (Մեթաբա) genannt, etwas grösser Lägan (լազան),

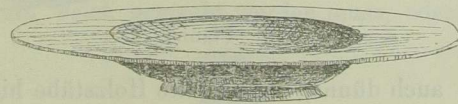


Fig. 142. Kupferner Teller.

während die als flache Teller fungirenden, ebenfalls kupfernen Teller eine andere Form, nämlich breite Ränder und eine kleine Vertiefung mit leichter Neigung (Fig. 142) haben.

Zu diesen wichtigen Geschirren will ich nur noch einige, aus dem Gedächtnisse mir erinner-

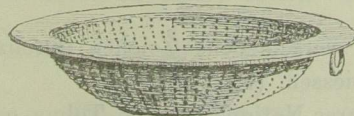


Fig. 143. Kupfersieb.

liche hinzufügen. Die Reisspeise, Pilaw genannt, nimmt bekanntlich in dem Speisezettel der Orientalen die oberste Stelle ein, neben ihm der Spiessbraten. Für die Zubereitung der ersten gebraucht man ausser dem Kessel, in welchem der Reis so lange gekocht wird, bis die einzelnen Körner, wenn man sie kaut, nicht an den Zähnen kleben bleiben; dann lässt man das Wasser durch ein durchlöcheretes kupfernes Geschirr, P'lewk'ami (փլեղկամի) genannt, ab (Fig. 143), während man beim Kochen, damit die Körner nicht aneinanderkleben, öfter mit einem kupfernen, verzinkten grossen Löffel, der ebenfalls durchlöcheret ist, die Reismasse umrührt. Er heisst mit einem aus

dem Persischen entlehnten Worte K'awgir (քաղցիր) (Fig. 144).

Eine Pfanne mit langem Stiel ist wohl allüberall eines von den wichtigsten Hausgeschirren und sie fehlt auch im Haushalte unserer Bauern nicht, wie wir sie in Fig. 145 sehen. Ihr armenischer Name ist

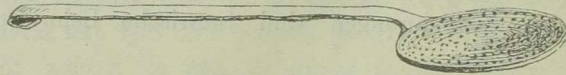


Fig. 144. Kupferner Sieblöffel.

Kf'avor (քթավոր), d. h. der mit dem Stiel versehene. Ein langer, glatt gedrückter oder runder, mit zugespitztem Ende versehener eiserner Stab ist das Werkzeug, womit man den so schmackhaften Spiessbraten zubereitet; aber wo er nicht zu haben ist,

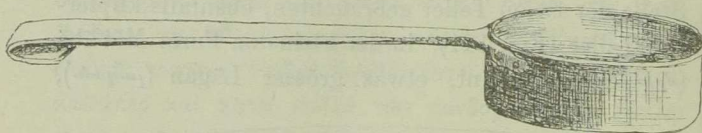


Fig. 145. Pfanne.

genügen auch dünne, abgeschälte Holzstäbe hinlänglich. Man nennt ihn Šamp'ur (շամբուր), ein Werkzeug, das auch in früheren Zeiten zum Martern der Menschen gedient hat, daher heisst auch das Verbum šamp'rel: auf der Haut eines Menschen mit glühenden



Fig. 146. Šamp'ur.

Eisenstäben verschiedene Zeichen durchziehen oder ihn durchspiessen. (Fig. 146.)

Ein anderes Nationalgericht, Tolma genannt, bereitet man in der Weise, dass man zuerst das Fleisch mit einem Paar Messer (Fig. 147) gründlich zerschneidet,



Fig. 147. Messer zum Fleischschneiden.

um es dann, mit verschiedenen Zuthaten gemengt und in Kohl- oder Weinrebenblätter gewickelt, zu kochen, während man für eine andere Speise, K'ufta, das Fleisch beinahe bis zum Flüssigwerden verkleinert haben muss; deshalb wird es mit einem Doppelhammer, T'ochmach (Fig. 148), geklopft.

In den Fig. 149 u. 150 haben wir zwei kleine Kupfergeschirre, Jam genannt, vor uns, die beim Trinken gebraucht werden. Die folgende Fig. 151 zeigt ein Gefäss zum Buttern, Chnoci (խոցի) genannt. Man giesst die gesäuerte und mit Wasser gemischte Milch hinein, bindet die Oeffnung mit dem aus dem Magen-

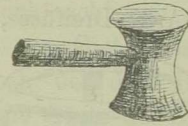


Fig. 148. Holzhammer zum Fleischklopfen.

leder der Thiere gewonnenen Ueberzug und schüttelt das Geschirr, es an den Henkeln fassend, bis die Butter von den übrigen Theilen sich ausscheidet. Die kleine Oeffnung unter dem Henkel ist dazu da, um die durch das Schütteln im Gefässe sich bildenden Gase aus-



Fig. 149 u. 150. Kupferne Trinkgeschirre.

zulassen und durch Hineintauchen eines kleinen Stabes zu erfahren, ob die Butter fertig ist.

Ausser diesem irdenen Gefässe braucht unser Bauer recht viele andere Erzeugnisse der Töpferei in verschiedenster Form und Grösse; so z. B. hat

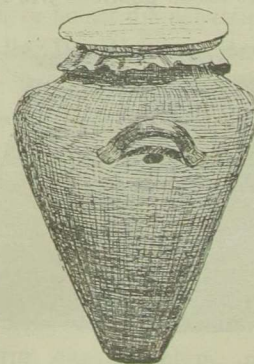


Fig. 151. Gefäss zum Buttern.

er für verschiedene, für den Winter als Vorrath dienende, in Essig oder in Salzwasser eingemachte Vorräthe sein Ošnak von der Form, wie dies Fig. 152 zeigt, dann zum Wasserholen aus den Quellen sein Kuž (կոժ սափոր) Fig. 153); die beiden in Fig. 154 u. 155 abgebildeten Geschirre, Kula (կուլա) genannt, dienen wiederum zu demselben Zwecke, aber diese

sind kleiner und werden auch als Trinkgefässe gebraucht nächst dem P'arč (Fig. 156).

Wo das Feuer in der Erde brennt und das K'ürsi gebraucht wird, da hat man einen Dreifuss nicht

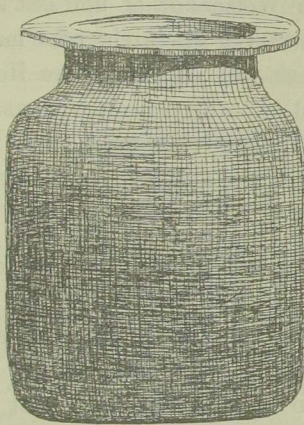


Fig. 152. Vorrathstopf aus Thon.

nöthig. Man hat einen breiten eisernen Stab, der, auf die eine Seite der Oeffnung gelegt, als Stütze für die Kessel dient. Aber in dieser Weise werden nur diejenigen Speisen zubereitet, die rasch fertig



Fig. 153. Wassergefäss aus Thon.

werden sollen, während man die anderen, so Fleischspeisen, Grütze, Bohnen etc., in ein irdenes Gefäss hineingibt, dasselbe zudeckt und, es an den Henkeln fassend, in den Thonir hineinstellt. (Fig. 157.) Beim



Fig. 154. Wasser- und Trinkgefäss aus Thon.

K'ürsi wärmt der Dampf der Speisen die Menschen, aber leider in allzu hohem Grade; ausserdem wirkt der Geruch der Speisen oft unangenehm.

Im Thonir backt man auch das Brot. Aber weil für diesen Zweck eine grössere Vertiefung und breitere

Oeffnung nöthig ist, so hat man speciell für's Brotbacken einen grösseren Thonir. Derselbe ist von Menschenhöhe und ein Mensch kann sich darin ruhig herumdrehen, während die anderen viel kleiner sind. Zwei Arten von Brot werden gebacken; die eine, die am meisten verbreitete, ist das Loš oder Lawaš (Лoш,

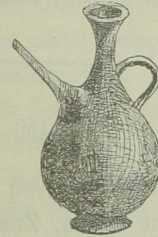


Fig. 155. Wasser- und Trinkgefäss aus Thon.

Лoш, ein Fremdwort) genannte, die andere ist das Proz (Пpоз). Loš ist ein papierdünnes, langgezogenes Brot, das an manchen Stellen in grossen Quantitäten auf einmal gebacken, vollständig getrocknet wird und dann später jedesmal vor dem Essen mit Wasser wiederum weich gemacht werden muss, oder für drei



Fig. 156. Trinkbecher aus Thon.

bis vier Tage auf einmal; dann trocknet man es nicht. Auch in Schweden soll das Brot in dieser Weise, dünn gebacken und getrocknet, aufbewahrt werden; ich habe einmal solches schwedisches Brot in Dorpat zu geniessen bekommen. Proz ist klein und zwei bis drei Zoll dick; es bleibt immer frisch. Beim



Fig. 157. Kochgefäss aus Thon.

Brotbacken sind wenigstens vier Personen beschäftigt: die eine holt den in runden Kuchen geformten Teig herbei (man nennt ihn Pul [Пyль]), eine zweite muss die Kugeln in der Weise, wie man Nudelteig lostrennt, mit einer Rolle auf einem glatten Brett lostrennen und der Backfrau geben, welche sie auf einem kissenartig hergestellten geflochtenen

Apparate empfängt und dieselben, sich bückend, an die Wand des Thonirs anklebt; während sie dies thut, ist schon ein früher angeklebtes Brotstück fertig. Schliesslich muss eine vierte Person die frisch herausgezogenen Brotstücke zum Trocknen ausbreiten, sonst werden sie, wenn sie auf einander liegen bleiben, schlecht. Man kann sich wohl kaum ein mühseligeres

heissen Thonir und lassen alles Ungeziefer hineinfallen.

Neben diesem etwas complicirten Brotbacken hat man auch noch die primitivste Form beibehalten. So röstet man Weizenkörner und isst sie als Naschwerk den ganzen Tag hindurch, oder man nimmt das Mehl, mischt es mit Wasser ohne Hefe und Salz,

Fig. 158. Spiess zum Herausziehen des Brotes aus dem Thonir.

Geschäft denken. Die Backfrau und die Rollfrau bleiben die ganze Zeit sitzen. Zum Herausziehen der Brote bedient man sich eines langen, mit krummer Spitze versehenen Spiesses, den wir in Fig. 158 abgebildet sehen.

Nachdem das Brotbacken fertig ist, nehmen die Bauern eine allgemeine Reinigung ihrer Kleider vor. Sie halten ihre Kleider ein paar Secunden über den

welches dann einfach in glimmender Asche gebacken wird, oder auf glatten Steinen, die zu dem Zwecke an drei Seiten des brennenden Feuers aufgestellt sind und zugleich auch als Gestell dienen. Die Tataren dürfen kein armenisches Brot essen; daher bitten sie sich, wenn sie in ein armenisches Dorf zu Gast kommen, vom Wirthe das Mehl aus und bereiten für sich in der letztbeschriebenen Art das Brot.

Tod und Todtenfetische im Volksglauben der Magyaren.

Von Dr. Heinrich v. Wislocki.

„Die bedeutsamsten Ueberreste des ältesten Glaubens“, sagt F. S. KRAUSS (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, I, S. 148), „behaupten sich bei allen Völkern in den Todtengebräuchen; denn sie unterliegen verhältnissmässig wenigen Veränderungen, da sie durch die besonderen, Herz und Gemüth auf's Mächtigste erschütternden Ereignisse eine eigene Weihe und Heiligkeit besitzen, in Folge welcher sie immer wieder neu aufgefrischt und in Uebung erhalten werden.“

Es ist klar, dass uns auf diesem Gebiete eingehende Erhebungen geschulter Volksforscher bei allen Völkern der Gegenwart tiefe Einblicke in die Entwicklung ursprünglicher religiöser Anschauungen und Vorstellungen eröffnen müssen. Je gründlicher und sorgfältiger derartige Ermittlungen angestellt werden, und je weniger sie durch subjective und partiische Deuteleien verdunkelt sind, desto werthvoller erweisen sie sich für die vergleichende Völkerpsychologie.“

Die Todtengebräuche der Magyaren weisen in mancher Richtung unverwischte Ursprünglichkeit auf, wenn sie auch vielfach — wie dies nicht anders der Fall sein kann — mit christlichen Anschauungen versetzt sind.

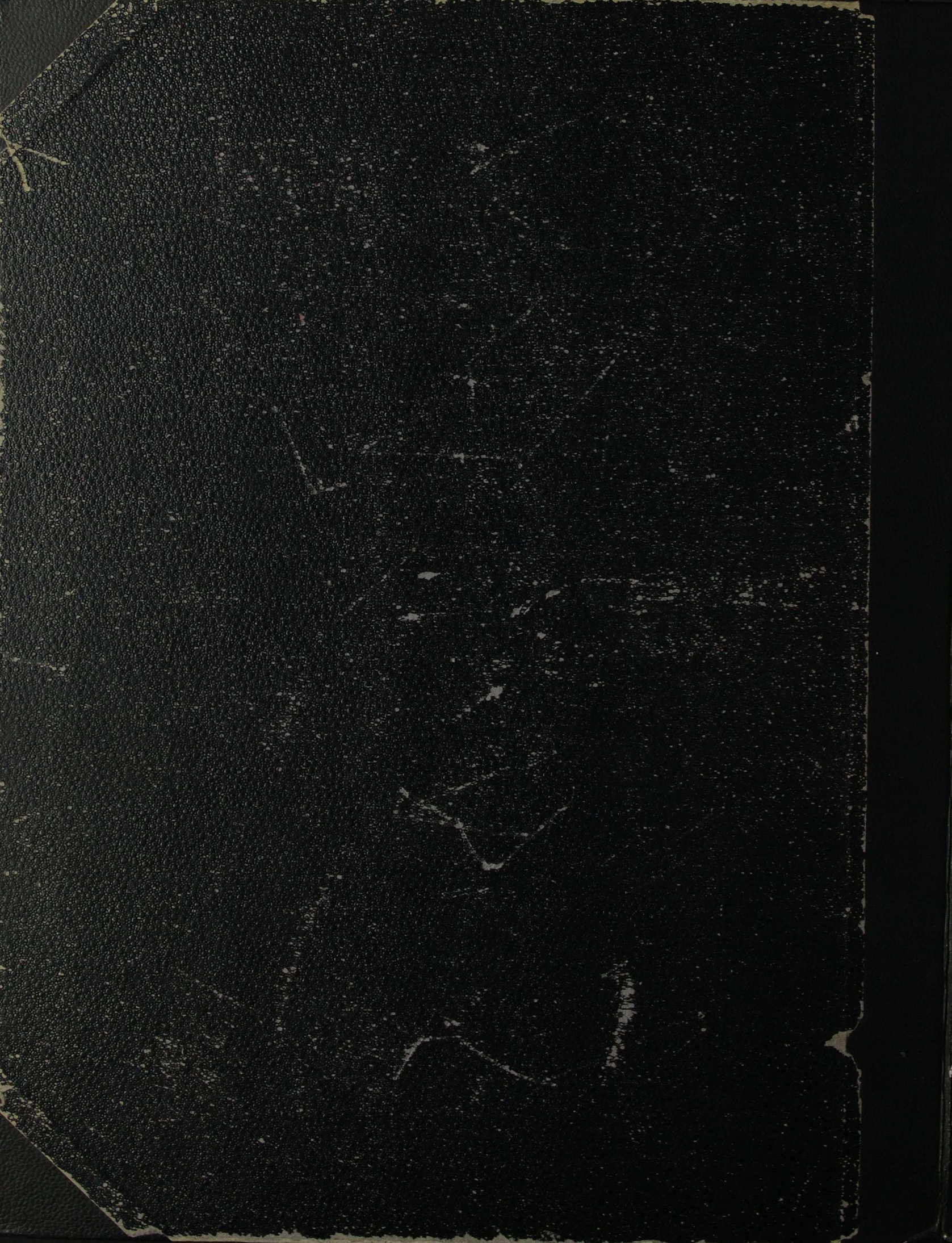
Das Wort halál (Tod) wage ich nicht etymologisch zu erklären. IPOLYI (Magyar Mythologia (Magyarische Mythologie), Pest 1854, S. 367) setzt es in Verbindung mit: hall (er hört), hallgat (schweigt), hallad (schreitet vorwärts), hál (schläft), hála (Dank), hal (Fisch), halom (Hügel), halovány (fahl, bleich). Der Tod als Person wird im Volksglauben als bleiches, gelbes (halovány, sárga) Knochengerippe (csontváz) dargestellt, das eine Sense in der Hand hält; oft wieder auch als weissgekleideter Reiter, auf weissem Rosse sitzend, dem weisse Hunde nachfolgen, abgebildet. Von einem Siechen sagt man: „Die Hunde des Todes bellen aus ihm heraus“ (a halál kutyái ugatnak ki belöle). Eine Sage erzählt (IPOLYI, S. 370): „Ein todtkranker Vater bittet in der Nacht seine Tochter, sie möge ihm die vor Kälte starren Glieder erwärmen. Die Tochter geht zu den Nachbarsleuten, um Feuer zu holen, und begegnet einem schwarzen Reiter auf schwarzem Rosse mit schwarzen Hunden: das ist der Teufel; dann begegnet sie einem rothen Reiter auf rothem Rosse mit rothen Hunden: das ist das Feuer; schliesslich begegnet sie einem weissen Reiter auf weissem Rosse mit weissen Hunden: das ist der Tod. Als sie, heimgekehrt, dies dem Vater erzählt, stirbt

UB WIEN



+AM305867404

S



www.books2ebooks.eu